This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

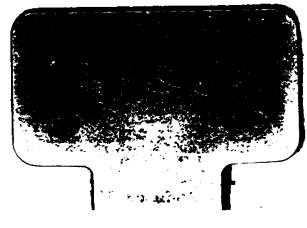
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

210. b.
64.

600026129Q



Ueber

Lavater und über Gellert.

Zwei Vorträge

von

Dr. K. J. Nitzsch.

Berlin.
Verlag von Wiegandt und Grieben.
1857.

210. L. 64.

310.82.12

Die Charwoche des Hubertusburger Friedensjahres brachte, auf einer Durchreise zu Spalding in Barth begriffen, ein Schweizerjüngling in Berlin zu. Mit der ihm eigenthümlichen Lern- und Schaubegierde und vieler Befriedigung hatte er die Stadt besehen und die Altäre ihrer Bildung durchwandert, angesichts aber der hohen Festtage ergriff ihn schweizerisches Heimweh; seinem Durste nach lebendiger Christusfeier kam nur ein erkältetes Christenthum entgegen und er gedachte in sehnsüchtigen Briefen nach der Heimath, wie er würde mit dem Zürcher Seelenfreunde diese Tage genossen haben. Nach Jahrzehnten, als der Jüngling zum Manne gereift war und in steigendem Ruhme stand, rächte sich gleichsam dafür Berlin. Die Presse der Biesterschen Monatsschrift regte und bewegte sich, gesammelte Anekdoten dem deutschen Publicum aufzutischen, in denen Lavater als Schwärmer, als Narr oder wieder als Kryptokatholik, Jesuit, Verfinsterer und Verführer erscheinen sollte. Dürften oder müßten wir seit halbhundertjähriger Vollendung des Mannes eine solche Charakteristik bestätigen, oder doch dergleichen als die Wahrheit der Kehrseite, die er gegeben, anerkennen, so würde, wer vor dieser Versammlung heute, und am Eingang der Charwoche redet, wohl keinen Versuch machen, das Bild von ihm zu treffen.

Es ist wahr, unter der bedeutenden Zahl von Männern, welche alle schon in des vorigen Jahrhunderts anderer

[illegible] Lavater [illegible] [illegible] [illegible]

genau genommen mehr als Knabe wie als Jüngling getragen, denn fürs erſte lag die Hand der vortrefflichen Mutter, welcher der vielbeſchäftigte Vater, Arzt und Rathsherr, die Regierung des Hauſes überlaſſen mußte, ſchwer auf Johann Caspar. Lebhaftigkeit ohne Geſchick, Offenherzigkeit ohne Vermögen klaren Ausdrucks, unkluge Zuthulichkeit zeichnete den Knaben aus, und den täglich daraus ſich ergebenden Verſehen wurde wenig Nachſicht ertheilt. Auch außer dem Hauſe hatte eine beſſere Meinung ſich über ihn nicht gebildet, als daß er unfähig, unmündig, kindiſch ſei. Abgeſtoßen nun von allen Seiten bei großer Neigung zum Empfangen und Geben, bei vielem Inhalt und reger Einbildungskraft vermochte der Knabe nur Ausweg und Zugang im Gebete, namentlich im zutraulichen Bittgebete zu finden, wenn ihn die Folgen ſeiner Verſehen ſo oft bedrohten. Des Gebetes Gebrauch war im Hauſe nicht fremd, Lavater aber machte ein Gott-Gebrauchen daraus, denn ſeine kindiſchen Bitten, dennoch kindlich im Grunde, wurden ſo vielfach erhört[1]), daß er ſich den anderen Knaben gegenüber, die ihren Gott nicht zu nutzen verſtanden, höhergeſtellt und für ſein Alleinſein überſchwenglich entſchädigt fühlte. In der That eine gefährliche Lage. Noch bedenklicher iſt das Geſtändniß Lavaters, daß er ſich ſo früh nach einem Wirken ins Große und Weite geſehnt, Thurm- und andere Bauten imaginirt, ja nach der geheim angelegten Wirkſamkeit eines edlen Raubhelden ein augenblicklich Verlangen gehegt habe; zumal wenn man die Aeußerung Göthes hinzunimmt, der auf Anlaß ſeiner Reflexion über

[1]) Viele Beiſpiele von Gebetserhörung, wie ſie in Lavaters Knabenalter vorkommen, haben wir, ehe wir ſie kannten, als erbaulichen Beſtand anderer Knabengeſchichten erzählen hören. Sind etwa jene zur Tradition geworden? Haben ſie ſich durch Fortpflanzung in der Erzählung mit der That vervielfältigt? Oder waren ſie ſo natürlich, daß ſie wieder vorkommen mußten?

Haupt hingegangen, bis die klingende Sichel mir droht — Weh mir, ich höre die Zeugen des Todes die getödteten Stunden dort in der Ewigkeit neben der wartenden Rache mich verdammen. Weh mir, im Schatze des Zorns arbeiten durchsündigte Stunden — und in großer Schaar — an meiner Qual. Jehova sieht sie. Mein Herz würde verzweifeln, meine Seele unter der Last der Thränen und der arbeitenden Reue versinken, hätte ihr nicht eben der Erbarmer den Gedanken gegeben, jeden Augenblick meinem Nächsten und der Seligkeit meiner Seele zu weihen. Ach, daß ich meine Seele zur Wirklichkeit schaffen könnte!" — Der vor kurzem noch unberedte Jüngling hat sofort mit der Einweihung ins christliche innere Erfahrungsleben sein redendes Gefühl in Strömung gebracht, wofür alle Denkmale des damaligen Zeitraums Beweis geben, und der Strom ist noch dichterisch gedrungen und aufwallend. Andere, später ganz ausgestaltete Eigenthümlichkeiten kündigen sich an: originelle Redeweisen, sich zur Wirklichkeit bringen, zur Existenz — in aller festen Voraussetzung einer bekehrend rechtfertigenden *unverdienten* Gnade sich eben nur mit dem Beruf zur Heiligung beschäftigen — den mit dem irdischen Dienstberufe unzertrennlich zusammenfassen — sich die Hoheit der hirtenamtlichen Aufgabe täglich vor Augen stellen — und sofort den Pastoralberuf vorbereitungsweise an den geliebtesten Personen, an den Freunden üben, ehe er ihn inne hat. Durch das Alles den Beruf und Wahl im Sinne von 2 Petr. 1, 10 sich fest zu machen hinzugedacht, so haben wir den ganzen künftigen Lavater schon nicht mehr im Keim sondern im Sprößling, schon in einer aufblühenden Knospe. Das offenbart sich noch mehr, wenn er als Student der Theologie zum ersten Male die Kanzel betritt. Die Predigt wird ihm sogleich ein Handeln mit göttlichem Wort an der Gemeinde. Zwar greift er die Sache gerade an

dem Punkte, wo sein geistlich Erfahren angefangen, bei der Erinnerung an den Tod und dessen beständige Näherung an, indem er Pred. 7, 3 zum Texte wählt, aber weiß nun auch um den Ernst zu wecken, was vorhanden ist, augenblicklich in Geistesgegenwart zu verwenden. Als er in der Mitte der Sache ist, schlägt die Kirchenuhr sehr laut. Er hält inne, läßt ganz ausschlagen, und fährt nun fort: Schon wieder also, liebe Brüder, sind wir um eine Stunde der Ewigkeit näher. Was die äußere Aufmerksamkeit stören kann, muß der innersten dienstbar werden. Dem Jüngling war gegeben, noch mit einer recht schweizerischen That seiner Jugendzeit ein bleibendes Siegel aufzudrücken. Die Freunde, deren Bund Lavater beseelte, hatten sich gelobt ihrem Volke zu Liebe zu leben. Ein Vogt preßte schon seit geraumer Zeit mit schnöder Willkürherrschaft dem Lande Seufzer aus, und es ging ihm hin. An denselben richtet Lavater ungenannt im August 1762 ein drohendes beschwörendes Schreiben, und unter Vorhaltung aller seiner Schandthaten und Schandtitel giebt er ihm zwei Monate Frist, um entweder den Verfasser der Zuschrift gerichtlich zu verfolgen und sich öffentlich zu reinigen, oder einen Anfang mit Erstattung des Raubes zu machen. Die Frist geht vorüber. Jetzt verfasset Lavater im Verein mit Fueßli, gleichfalls ohne sich zu nennen, eine „Klage gegen einen ungerechten Landvogt," die er hinreichend zu verbreiten weiß. Sie macht ein begreiflich großes Aufsehen und erfährt ungleiche Urtheile. Der Vogt ist dem Bürgermeister verwandt und steht sonst in Ansehen und Einfluß. Die Regierung kann nicht mehr anders, als ein Mandat zu erlassen, die heimlichen Kläger und wer gegründetermaaßen zu klagen habe, jene aber bei Vermeidung obrigkeitlicher Ausspürung und ernstlicher Bestrafung vor eine Commission zu fordern. Darauf hatten die jungen Unternehmer eben gewartet. Um Strafe mußte ihnen noch immer bange sein, als sie sich

wirklich, nachdem nun auch die Klagen aus dem Volk ſich Luft gemacht hatten, vor die Obrigkeit ſtellten. Sie bekannten in Demuth ein nicht ordnungsmäßiges Verfahren eingeſchlagen zu haben, Mitleid und Gewiſſensdrang habe ſie dazu fortgeriſſen, im Uebrigen hielten ſie die Klage aufrecht, die ſofort durch die Flucht des Vogts, der keinen Spruch abwartete, vollkommen beſtätigt ward. Die Kläger empfingen zwar eine Rüge, aber Lavater erntete ſchon vor der Entſcheidung die erſte volle Achtungsbezeigung ſeiner Mutter und noch vielmehr davon von Seiten des Landes ein. Dieſe That des Mitbürgers war ſehr mit eingerechnet, wenn es ſpäter hieß: Feſt ſteht ſein Ruhm wie unſere Alpen.

Ungeachtet des günſtigen Ausgangs der Sache vermuthet man, daß es für Lavater rathſam erſcheinen konnte, Zürich auf eine Zeit zu verlaſſen. Geſetzt dies, ſo gebot es ihm jetzt der ſtarke Bildungstrieb und die Sehnſucht nach Amtsvorbildern, nach Deutſchland zu gehen, und es iſt gar nicht ſo befremdlich als es ſcheint, daß er gerade den Lebens- und Wirkungskreis eines Spalding zum Ziele wählte. Mit Bewußtſein that er es ohne allen Zweifel. Denn wie viel man auch dem Jünglings- und Zeitenthuſiasmus davon zurechnen darf, wenn Lavater ruft:

Edelſter unter den Menſchen, der fern am baltiſchen Ufer
Einſam ein Licht in der Finſterniß wohnt,
Ach wie ſchlägt mir, wie fliegt mit laut frohlockendem Herzen,
Göttlicher Spalding! mein Herz nach dir.

Lavater war nicht der Mann, ſich Gefühle abzupreſſen, Lavater kannte ſchon die deutſche Literatur, in deren Zeitſchriften man dem milden Geiſte Spaldings vielfach begegnete, Lavater konnte an der Schrift „vom Werthe der Gefühle im Chriſtenthume“ und „von der Beſtimmung des Menſchen,“ viel weniger an den apologetiſchen ein Aergerniß haben. Was die Herderſche Kritik aufreizte, „über die

Nutzbarkeit des Predigtamtes," war noch nicht erschienen. Auf dem Punkte der „Provinzialblätter" neigte sich, wenigstens was die Sache betraf, der nachmalige Lavater auf Herders Seite. Allein wenn nun doch der erstere nach neunmonatlichem Aufenthalt bekennt, wieviel er Spaldingen verdanke, ja daß er mit ihm den Himmel auf Erden genossen, und schon bald nach dem Eintreffen in Barth, alle seine Erwartungen seien übertroffen, Spalding dagegen in der Selbstbiographie S. 67 über seinen Gast sagt: „Noch nie hatte ich bis dahin, und ich setze mit Zuversicht hinzu, noch nie habe ich bisher, besonders an jemand von seinem Alter (21 J.) eine solche Reinigkeit der Seele, eine solche Lebhaftigkeit und Thätigkeit des moralischen Gefühls, eine solche offenherzige Ergießung der innersten Empfindungen, bei welchen er freilich weniger als sonst leicht jemand zu verhehlen hatte, eine solche heitere Sanftmuth im Umgange, kurz ein so edles, einnehmendes Christenthum kennen gelernt. Und dies ganze warme Leben seines Herzens stand dennoch zu der Zeit so völlig unter der Regierung einer aufgeklärten, überlegenden und ruhigen Vernunft, daß auch nicht die kleinste Spur von einem Hange zur Schwärmerei darin zu finden war" — so besinne man sich doch auf die Anziehungsgesetze der Freundschaft, nach welchen Gottes Weisheit zusammenfügt, und darauf was Ruhe und Harmonie der Lebhaftigkeit, was auserwählte Gelehrsamkeit einer Belehrung suchenden Jugend, was anspruchlose Würde im Amt einem strebenden Amtscandidaten sein und leisten mußte. Nur gehört dennoch zur Freundschaft zwischen entgegengesetzten Gemüths- und Denkweisen eine grundeinige Gesinnung (ein idem velle atque nolle), woran es aber gar nicht fehlte. In dieser Hinsicht achtet man nie genug auf das Element, was von Gellert und Haller bis Herder, Klopstock, Claudius, von Sack und Jerusalem bis auf den philosophischen Umschwung, was auch

Deutſchland, die Reiſe nach Kopenhagen, nach Straßburg unterbrachen bis zur Revolution die heimiſche Amtsführung. Schluß eines Gebets beim Antreten:

Mit tiefer Demuth leh' ich dich,
O Jeſus Chriſtus, ſtärke mich!
Ohnmächtig, todt und nichts bin ich,
O Jeſus Chriſtus, ohne dich.
Drum bitt' ich dich herzinniglich,
O Jeſus Chriſtus, ſtärke mich!

Aus einer Anrede an ſein Söhnlein: du ſollſt nur Johannes heißen, nicht mit Caspar, wie die Leute wollen, was ſich unter dieſem wunderlichen Namen birgt, möge dir erſpart ſein zu erben. Aus einer Einleitung in die Seelſorge für Strafgefangene:

Laßt es uns recht vors Gemüth bringen, wie ein Geiſtlicher geſtimmt ſein muß, der fähig und würdig ſein ſoll, mit Gefangenen umzugehen. — Er ſoll in dem unglücklichen Gegenſtande ſeiner Belehrung nicht einen Fremdling, nicht einen Feind, ſondern ſeinen Mitmenſchen — Fleiſch von ſeinem Fleiſch, Gebein von ſeinem Gebein, einen Menſchen von ſeiner Natur und Beſtimmung erkennen, dem es nicht gleichviel gilt, glückſelig oder nicht zu ſein. — Er muß es zu ſich ſelbſt ſagen dürfen: Auch ich hätte ſo Gott vergeſſen ſein können, Laſter zu begehen, die denen gleich ſind, um deren willen dieſer Verurtheilte ſterben muß, den ich vorbereiten ſoll. Es hätte nur in dem Augenblicke, da ſich in mir die Leidenſchaft regte, ein Anlaß ſich zeigen und während mein Gewiſſen übertäubt wurde, dem feuerfangenden Zunder meines Fleiſches ein Funke ſich nähern, oder ein ſchneller Wechſel der Umſtände eintreten — oder ich hätte nur ſo arm, ſo verſtoßen, ſo vernachläßigt von Eltern, von Lehrern ſein dürfen, oder die Sünden, die ich begangen, hätten nur bürgerlicher und ſichtbarer dem Gebiete der Obrigkeit ſein dürfen, ſo ſaß ich in dem Gefäng-

niß und trug die Kette und die Schmach des Maleſikanten, mit dem ich reden ſoll.

Wir nähern uns nun mit Lavater dem Punkte, wo er das eigenthümlichſte all ſeines Gehalts ebenſo eilend mittheilt als erzeugt und dadurch mit den Notabeln ſeines Zeitalters, mit dieſem überhaupt in unüberſehbarreiche Wechſelwirkung tritt. Es iſt etwa die Periode v. 1769—73. Einmal wird er ſelbſt durch die Erſcheinung des „Geheimen Tagebuchs eines Beobachters ſeiner Selbſt," wovon er dann, weil es einmal durch Zollikofer öffentliches Gemeingut geworden, freiwillig weitere Fortſetzungen mittheilt, ein Problem und Zeichen für die chriſtliche Welt; und dann veröffentlicht er bald die Ausſichten in die Ewigkeit in Briefen an J. G. Zimmermann. Tritt in dieſen beiden Schriften am meiſten die dem Manne eigenſte Gedankenart und Lebensweiſe hervor, ſo gehört eine andere zweite Gattung ſeiner Schriftwerke, Pontius Pilatus, Nathanael und ähnliches zu dem ſtets fortgeſetzten Verſuche durchgreifender Vertheidigung des poſitiven Bibelglaubens und angreifender Ueberführung von der Nichtigkeit des Deismus. Endlich aber iſt Lavater der univerſellſte ſchriftſtelleriſche Seelſorger, den wir kennen; er iſt es für Kinder, Jünglinge, Greiſe, iſt es für Leidende, für Dienſtboten, für alle dieſe ganz abſichtlich und ausdrücklich, er wirkt durch Bücher, aber auch durch mannichfaltig verbreitete Sentenzen, Lieder, Gebete, Schriftbetrachtungen, Predigten. Zu den Schriften der dritten Gattung gehören die mehrſten der von Herbſt aufgeführten 64 Nummern. Zu den Schriften der zweiten wird man noch Zuſchriften an Gelehrte, wie z. B. an Semler, Mendelſohn u. A. rechnen müſſen, welche die Abſicht haben, ſie zur gewiſſenhaften Aeußerung über religiöſe Fragen zu nöthigen.

2. Die Denk- und Wirkungsweise.

Wie läßt ſich nun aus Schriften und Leben der theoretiſche Charakter des Mannes erkennen? Das Ergriffenſein von Jeſu Chriſto Phil. 3, 12, das ſchöpferiſche Berührt- und Bewegtſein war, wie vielfach bezeugt wird, das Princip der Beredſamkeit, durch welche ſeine Gemeindepredigt von Anfang bis zur letzten Abendmahlsrede auf das gewaltigſte anzog und feſthielt. Aber dasſelbe iſt der eigentliche Haltpunkt ſeiner Theorie oder wenn man will ſeiner Theoſophie, zuvor ſchon ſeines Bibelglaubens. Er iſt zwar im höchſten Grade Kind der nach Gottes Wort reformirten Kirche, allein es ſind nicht hergebrachte Inſpirationstheorien, in denen er Grund faſſet; ſofern er könnte von kritiſchen Bedenken über die heil. Schrift angefochten werden, ſchreibt er noch kurz vor ſeinem Tode die Denkzeile für Freunde nieder (welche Bodemann im Faciſimile giebt):

Alle Zweifel beſiegt die Unerfindbarkeit Chriſti.

Das göttlichſte und menſchlichſte Buch, die Bibel, giebt mir die einzige Befriedigung des Verlangens nach Wahrheit eben dadurch, daß es von Anfang bis Ende tauſendfach vermittelt und unmittelbar den Gottmenſchen, den Vater im Sohne, den Sohn des Vaters, den erſtgebornen aller Creatur und meinen Bruder in meinem Herrn offenbart. Die Bibel iſt entweder im Ganzen Betrug oder als Ganzes Wahrheit. Alle Lehren aber der Propheten und Apoſtel ordnen ſich den Thaten Gottes in Chriſto und alſo den Thatſachen als Auslegungen unter. Sowie nun die Thatſachen ſich durch Gottes Kraft und Willen mit der in der Schöpfung und Regierung Gottes gegründeten allgemeinen Geſchichte der Menſchheit innig und unauflöslich vereinigen, ſo einigen ſich auch der Offenbarungen Kräfte mit dem menſchlichen Worte und Gedanken, ſo daß die ſprachlichen und vernünftigen Geſetze, mit denen die

Wiſſenſchaft umgehet, das Medium des gemeinſamen Schriftverſtändniſſes werden. Zwar wenn die Thatſachen ſich ſelbſt bewieſen haben durch ihre angemeſſene Wirkung, ſo bedürfen ſie an ſich keines weitern Beweiſes, und der Widerſpruch der Philoſophie hat keine Geltung; ſofern nun aber imaginirte Thatſachen von realen zu ſcheiden ſind, und ſofern Hinderniſſe der Erkenntniß der Realitäten, die von Seiten der Reflexion ſich anhäufen durch beſſeres Nachdenken und Forſchen weggeräumt werden ſollen, bezeugt Lavater der Wiſſenſchaft hohe Achtung; daher muß ſie in Freiheit ſtehen ebenſo wie der Glaube. Poſitive Gotteserkenntniß gewährt ſie nicht. Ja, wenn ich ein bloß vegetirendes Weſen wäre als Menſch, könnte mir der Gott Spinozas genügen, nun ich aber freithätig bin, kann ich ohne den Gott, der perſönlich iſt und Vater Jeſu Chriſti, durch ihn mein Vater, gar nicht beſtehen. Gott wird nur ganz und unmittelbar von dem Eingebornen erkannt, aber was er außerdem iſt, daß ich ihn genieße und brauche zum Leben, kümmert mich nicht. So aber wie ich ihn bedarf, habe und erkenne ich ihn allein in Jeſu. Lavater ſtimmt hier wörtlich mit Luther überein, Gott iſt nur faßbar in Chriſto. Und daher iſt ihm das Dilemma geläufig, Chriſt oder Atheiſt. Denn der Deiſt, dünkt ihm, befindet ſich in eitlen Unfolgerichtigkeiten und Widerſprüchen. Ebenſowenig wie von den Metaphyſikern läßt er ſich von den Kirchenmännern beſchränken, welche vielfach über ihn den Kopf ſchütteln. Es ſind gute, fromme, eifrige Männer, aber ſie erſchrecken vor bloßen Worten und Namen, und verzäunen ſich das Glaubensleben mit Formeln, und man findet nicht einmal, daß ſie nun den Inhalt des geformten Glaubens recht begierig übten und lebten. Ueberdies iſt es ja die Liebe, der Zweck, der Genuß, die Freude, warum es ſich bei der chriſtlichen Religion, der lebendigen, eigentlich handelt. Nun ſchreibt ein Oetinger über die chriſtliche Religion ein Buch, darin

von der Liebe nichts vorkommt, wie wenn jemand Heilkunde lehrte, und ſagte kein Wort von der Geſundheit. Er will aber auch evangeliſche Freiheit, und ſo verdarben es diejenigen Pietiſten mit ihm und er es mit ihnen, welche damals die Eigenthümlichkeit dieſes Namens allermeiſt in der Angſt eines moraliſchen Kleinigkeitsgeiſtes darſtellten. Eben ſein beſtändig und lebendig geübter und noch mehr angeſtrebter Verkehr mit Chriſtus machte ihn immer menſchlicher, heiterer, mittheilſamer. Und willſt du, wer und wie Chriſtus ſei, recht erkennen, ſo fange nur nicht bei den zwei Naturen an, ſondern betrachte ihn, wie die Schrift, recht feierlich und zunächſt als einen wahren Menſchen, als die Reinſchrift des menſchlichen Lebens und Wandels, dann wird ſich das Weitere leichter anſchließen. Weil er es nun aber mit den gottheitlichen Sätzen ſehr genau nimmt, ſo kommt er nicht nur wieder zum kirchlichen Lehrbegriff hinan, ſondern geht auch als Theoſoph vielfach darüber hinaus. Unter Theoſoph, wenn wir den Namen auf Lavater anwenden, verſtehen wir den Mann, der im betrachtenden Genuß der Offenbarungen der Schrift neue Erkenntnißblicke empfängt, 1 Cor. 12, 8. 14, 26; Phil. 3, 15, und aus deren Inhalt ſich im chriſtlichen Lehrgebäude noch ein Oberzimmer bauet, von dem man in der Familienwohnung kaum weiß, viel weniger Gebrauch macht. In ganz urſprünglicher Weiſe gelangt Lavater im Rapport ſeines ſchauenden Geiſtes mit der Schrift, indem er durch die Fühlhörner ſeiner verlangenden Seele ſie erreicht, zu Wahrheiten, welche mit den Myſtikern, die er nicht kennt, oder mit Philoſophen, denen er vorgreift, als mit Fichte, Schelling, von Baader, auch mit Schleiermacher zuweilen ſogar im Ausdruck übereinkommen. Dieſe gemeinhin unbekannte Seite Lavaters iſt durch Herbſt mit vieler Theilnahme dargelegt. Alles was nicht Gott und nicht Menſch iſt und doch da iſt, iſt Medium der göttlichen Offenbarung an den Menſchen und

menſchlicher Empfangnahme. Gott und Menſch ſind in weſentlicher Weiſe für einander und ineinander, allein dieſe Gemeinſchaft der Erkenntniß und Liebe oder die Religion iſt, wenn auch überhaupt ein Menſch dem Andern mehr als die ganze übrige Schöpfung zu jener Vermittlung dient, vor und nach dem Falle durch den Gottmenſchen, das vorweltliche Ebenbild, das fleiſchwerdende Wort, den Sohn der Liebe und den Geiſt nach dem Maaße göttlichen Willens und menſchlicher Freithätigkeit bedingt. Der ſündige natürliche Menſch behält und hat das Organ der Religion, es liegt aber eine Decke darüber. Es kommt darauf alſo an, daß er kraft beſonderer Offenbarung und Erlöſung frei werde und aus der bloßen Möglichkeit heraus zur Exiſtenz, zum poſitiven Menſchſein gelange. Der eigenthümlichen *Theorie* liegt, was die Lehren von Sünde und Gnade, Rechtfertigung und Heilsordnung betrifft, verhältnißmäßig fern. Ebenſo die Erwählung und Vorſehung. Er *lebt* dieſe Dinge mehr als er ſie denkt. Meines Wiſſens verletzt er die reformirte Lehre in dieſen Punkten nicht. Aber ganz gewiß verſchränkte ihm kein Wahlbegriff den innigſten Miſſionstrieb, wenn er ſchon als Jüngling betete:

Willſt du dich denn *uns* allein,
Vater! *uns* nur offenbaren?
Sollen *wir* nur Kinder ſein,
Die wir wie *ſie* Sünder waren?

Gab es freier Gnade Ruf und Wahl für ihn, ſo mußte um deſto ernſtlicher nach 2 Petr. 1, 10 beides *feſt* gemacht werden. Vorzugsweiſe befindet ſich Lavater zunächſt im eignen Namen, dann mit allen, die er lehren und mahnen will, im Stadium der *Heiligung*. Die Unſchuld, die mir geſchenkt iſt, muß ich mir wieder als Ziel ſetzen. Nicht, daß ichs ſchon ergriffen hätte. Schaffet eure Seligkeit. In Jeſu iſt rechtſchaffnes Weſen. Das ſind die ihn treibenden Sprüche. Sei was du biſt! ein Chriſt iſt im

Werden. Die Selbstprüfung und die beschämendste Selbsterkenntniß ist seine tägliche Speise. Einst sitzt er traulich im Abendgespräch mit dem geliebten Pfenninger (seinem Amtshelfer und seit Heinrich Heß Tode nächsten Herzverwandten) zusammen. Höre, sagt Lavater, giebt es fromme Leute, Moralisten, Sentimentale u. s. w., welche keine Viertelstunde, keine Minute mehr haben, wo sie sich selbst verabscheuen müßten, die mögen mich nur von ihrer Gemeinde ausschließen. Mich auch, fügt Pfenninger hinzu. Dadurch wird Lavater nur noch mehr vorwärts getrieben. Er geht soweit, im Liede zu rufen, bis ich liebe wie du liebst, hab' ich keine rechte Freude. Und sollte es scheinen, als überschätzte er den Werth guter Werke, so ist zu erwägen, daß er sie nicht in ihrer atomistischen Einzelheit erzielt noch irgend als verdienstliche, sondern als erwerbliche, denn wie sie aus der Liebe quellen, so quillt aus ihnen wieder ein höheres Maaß der Liebe. Das beste Tugendmittel ist die Tugend selbst. Demungeachtet nimmt er beständige Vorsicht gegen die ihm anklebende Trägheit und entwirft sich eine Tages- und Lebensordnung, um sein inneres und äußeres sittliches Hausweſen zur Uebermeisterung des Fleisches besser verwalten zu können. Darüber muß man sein Tagebuch nachsehen. Er eröffnet es mit der Bitte an den Allgegenwärtigen, mit einer Anrede an sein Herz, mit einem Preise der Wahrheitsliebe, und bald kommt ein Entwurf von Alltagsregeln zu Stande, der unter anderem fordert, daß jeden Tag etwas von dem Guten gethan werde, das man am wenigsten gern thue. Nichts jedoch ist dahin gemeint, daß ein ängstlicher Mechanism herauskommen könnte. Lavater liebte Freiheit vor Allem, nur daß diese geordnet würde. Ganz in dem Geiste des Spruchs, wenn du fastest, salbe dein Haupt mit Oel, hielt sich seine Askese. Seine Geselligkeit hielt sich heiter und froh, um so leichter, da er mit dem naivsten Ernste und Tacte, wo es wie bei

Göthe noth war, die Grenzen der Sittlichkeit ſeine Genoſſen innezuhalten nöthigte.

Mit der Innigkeit des Heiligungsbeſtrebens aber hängt bei Lavater genau das Bedürfniß zuſammen, ſich hoffend, ſinnend, ſchauend der Zukunft zu vergewiſſern, und heimiſch in dem Jenſeits anzuſiedeln. Chriſtliche Tugend iſt ſchon eine das Ewige innewerdende, zunehmende Fähigkeit den Himmel zu ſchmecken, allein ſie ſelbſt kann ihres Fortſchritts wegen der lebendigen Hoffnung nicht entbehren. Der damalige Standort der Lehre von den letzten Dingen konnte einen Lavater nicht befriedigen. Die Spenerſche Betonung der chriſtlichen Hoffnung hatte deſſen Nachgänger in bedenkliche Träume und Viſionen verleitet. So blieb dieſes Blatt, ſo viel beſchrieben es in der Bibel war, für die Zeitbildung meiſtens leer. Die allgemeinen Vorſtellungen vom beſſern Leben nährten kaum die gewöhnlichſte Empfindelei. Was Klopſtock leiſtete, hatte nur dichteriſche Bedeutung; Jung Stillings Darſtellung der Welt der Herrlichkeit wurde ſpäter mehr und mehr ein goldener geſchmückter Auszug aus der Herrlichkeit dieſer Welt. Die Außenſeite der Apokalyptik hatte ſich nicht mit den ethiſchen Verhältniſſen durchdrungen. Lavater will die phyſiſche reale Seite des Himmelreichs allerdings der chriſtlichen Vorſtellung retten, aber in des Menſchen Weſen, welches ihm Ausgangspunkt für alle Schauungen hergab, iſt die Natur ja doch unmittelbar geiſtig und frei bedingt, und im Grunde kommt ihm nur eben der Perſönlichkeit wegen alles darauf an, den einſeitigen Spiritualismus zu überwinden. Wenn er nun hinter Dante auf dieſem Gebiete (mit dem er doch manches Einzelne gemein hat) weit zurückbleibt, ſo iſt das doch eigentlich kein Zurückbleiben, denn Lavater *will* da gar nicht Dichter werden. Es betrübt ihn, daß faſt die ganze pauliniſche Leib- und Weltverklärungslehre brach liegt. Warum ſollen immer nur die ſittlichen Ausſprüche der Schrift

zu Genuß und fürs Leben weiter entwickelt werden durch Erſchließung des andern aus dem erſten, dagegen die großen bibliſchen Vorſtellungen: als, Chriſtus zur Rechten, das Erbtheil der Heiligen im Licht, wir werden ihn ſehen wie er iſt, ihm gleich ſein, er wird unſern Leib ſeinem verklärten Leibe ähnlich machen, der irdiſche und himmliſche Leib und das zwiefache Bild des zwiefachen Adam, das Samenkorn, das unterſchiedliche Fleiſch — die verſchiedenen Wohnungen, die bereiteten Stätten u. ſ. w. ſo unbeachtet bleiben, als gäben ſie für das chriſtliche Denken einen Inhalt nicht her. Er achtet es für Recht und Pflicht des chriſtlichen Bibelleſers, aus dieſem Vorſtellungskreis durch Combination der einzelnen Stellen, und durch Erſchließung aus dem jetzt natürlichen Zuſtande der menſchlichen, ſeeliſchen und leiblichen Fähigkeit den Stand der Verklärung analogiſch zu erſchauen. Nur ſoll ſich jeder hüten Imaginationen einer ſolchen Intuition gleich zu ſetzen. Lavater bekennt ſich dazu, was ihm das liebſte zu ſchauen ſei, am längſten zu bezweifeln. Der Inhalt der Schauung müſſe, ſofern ihn die Schrift nicht unmittelbar decke, die Probe der Wiſſenſchaft aushalten. Deshalb ſetzt er ſich mit den naturwiſſenſchaftlichen Größen der Zeit und mit dem Publicum in Verkehr — mit Bonnet, Zimmermann namentlich. Ihn treibt der Hunger und Durſt nach Wahrheit, und wiſſenſchaftliche Wahrheit iſt von dem Gegenſtande ſeiner Sehnſucht umſoweniger getrennt, da ſeiner Ueberzeugung nach Chriſtus nicht allein die geiſtlichen Gaben, ſondern auch alles geiſtige Talent nährt, pflegt und vorſehungsvoll verwaltet, denn Natur-, Gnaden- und Ehrenreich obgleich verſchieden müſſen in und für einander gedacht werden. Die Ausſichten in die Ewigkeit gewannen vieles Intereſſe in weiten Kreiſen, haben auch wenn ich nicht irre hin und wieder in ihren einfachſten Blicken — was den Leib des Herrn, die Lichtnatur, die Fernewirkung des Herrn,

die Raumverhältniſſe, die Sprache der Verklärten u. ſ. w. betrifft, Einfluß auf die Glaubenslehre geübt. Nachdem ſie ſich beſonders im 2. B. aufs Kleinliche eingelaſſen und wir möchten ſagen Jung Stilling nahe gekommen, erfuhren ſie deſto öfter auch von ſonſt Wohlwollenden ſcharfe Zurechtweiſung. Lavater war jedoch ebenſo willig, wenn er mit einem Reſte von Liebe und Achtung oder in wiſſenſchaftlicher Weiſe darüber gerügt wurde, ſich zu demüthigen, als er im Ganzen ſeiner Sache ſicher blieb. Er hat die ſcharfe Kritik eines Ungenannten in ſein Tagebuch eingerückt[1]). Lavater bezeugt vor Gott, daß ſie ihm auch in den Stellen, wo ſie ihm ungerecht ſchien, lehrreich geweſen und preiſet Gott, der ſie ihm habe zukommen laſſen.

Viel ungünſtiger nahm man die Anpreiſung der Drangebete, die von ihm ſo ſtark betonte objective Kraft und Erhörung des Gebetes auf. Das Zeitalter ſündigte in der entgegengeſetzten Richtung. Theils aber ſtanden ihm unüberwindliche Sprüche und Erfahrungen zur Seite, theils hat er darüber theologiſche Erklärungen gegeben, welche wohl heutzutage die Chriſten aller Kirchen ſich anzueignen im Stande ſind. Eigentlichen Zorn auch von Freunden und Gleichgeſinnten zog ſich der offenbarungsdurſtige Mann zu, ſo oft er die Fortdauer der Wundergaben behauptete, oder gar den Wunderthätern, Geheimnißkrämern nachzugehen ſchien. Was das letzte betrifft, ſo muß man es allerdings zum Charakter Lavaters rechnen, allezeit aufzumerken,

---

[1]) II. Leipz. 1773, S. 4. „Man ſieht, Sie ſprechen über die Ewigkeit als über Ihr eigen Werk. — Man ſieht, Sie ſind nicht mehr Seher, ſondern Baumeiſter eigner ſubalterner, kleiner Ideen. Was kann Gott in einer, in der kleinſten Welt thun? Und was kann Lavater rathen? — Wenn wir nur erſt über den Geſichtspunkt einig ſind, zu dem ſich alles allein fügen ſoll, hier bloß den künftigen Engel in uns zu wecken, und über alles andere nur mit Reſignation Gotte opfern zu lehren."

wo eine Spur erweiterter, tieferer Erfahrung, eine Witterung aufgeſchloſſener Geheimniſſe der menſchlichen Natur ſich fand, aber es ihm beides zur Gerechtigkeit rechnen, daß er unerbittlich und gewiſſenhaft prüfte, und daß ſeine Reinheit, ſobald ſie mit ſolchen Männern wie Gaßner, wie Meßmer oder Caglioſtro zuſammentraf, alsbald ſich verletzt fühlte und zurückwich. So blieb er von der einen Seite vor aller Autorität der damals herrſchenden Wunderſcheu, von der andern vor dem dennoch nicht ſeltnen wunderſüchtigen Weſen, mit welchem ein ungläubig Zeitalter geſtraft zu werden pflegt, wohl geſchützt. Was das Hellſehen und die magnetiſchen Heilungen anlangt, ſo hat er nichts anders geltend gemacht und vertreten, als was er in der Praxis ſeines ärztlichen Bruders, ja in ſeinem eignen Hauſe geſehen und erlebt hatte, oder nichts anders als was damals unerhört und ungeheuer geachtet, doch heute trotz der untergelaufenen Betrügereien ziemlich allgemein anerkannt wird. Uebrigens bemerkt Lavater wiederholt, die Entgegenſetzung von Wunder und Natur, von übernatürlich und natürlich ſei für lebendige Auffaſſung der Thatſachen der Offenbarung mehr hinderlich als förderlich. Willkürliches oder Zufälliges, das ſo unterbrechend in den Lauf der Dinge hereinbricht, iſt ihm widrig. Er kommt dem Gedanken der Neuern nahe, alles iſt Wunder, alles Natur, es beſteht eine Harmonie aller Thatſachen, die auf göttlich Wirken zurückzuführen ſind, oder das Supernaturale kann nicht anders als an und in der Natur ſich entwickeln und erweiſen. In ſolchen Gedanken und vielen ähnlichen greift er der Wiſſenſchaft der Zukunft vor. Das läßt ſich nicht leugnen, daß ſein drängeriſches Weſen, wie es Jacobi nennt, ſo oft er ihm auch wieder Zügel anlegt, ihn vergeſſen macht, daß er dem Glauben zu Ehren faſt ihn wieder des Sehenwollens wegen abzudanken ſcheint, und an Pforten des Geheimniſſes lauſcht, wo vielmehr die jetzige Daſeinsſtufe

ſich der Reſignation ebenſoſehr als der Sufficienz bibliſcher Offenbarung rühmen ſollte.

Die berühmten phyſiognomiſchen Verſuche muß man als ſolche ſchon und abgeſehen vom etwanigen wiſſenſchaftlichen Werthe, welchen z. B. Lichtenberg beſtritt, da er nur Pathognomik, d. h. angeſichtliche, ſinnfällige Erkennbarkeit des augenblicklichen Affects, zugeſtehen wollte, — für ächt lavateriſch achten. Daß er ſo gern zeichnet und ſo gut trifft, daß er ſo ſcharfen Sinn für Individualität zeigt, und die Schrift der Angeſichter ſo im Zuſammenhange der Züge zu leſen verſteht, ſo daß oft die Nachleſenden in Erſtaunen gerathen, ſteht ſelbſt mit der tiefen religiöſen Menſchenkenntniß und — Menſchenliebe Lavaters im innigſten Zuſammenhange. Nicht ohne Urſach hat er dieſe Geſichtspunkte des Intereſſes auf den Titel geſetzt. Lavater glaubte nicht bloß eine Pathognomik, ſondern eine Offenbarung des ſtetigen Elements, der Gemüthsart, des Charakters in dem Bau und der Bildung; die Anfänge einer Erfahrungswiſſenſchaft davon ſchienen durch eine gewiſſe Anzahl von übereinſtimmenden Beobachtungen gegeben zu ſein; ihm dünkte nun, und vielen ſeiner edlen und ſeiner eitlen Bewunderer noch mehr als ihm ſelbſt, ein hinreichend befeſtigtes und erweitertes Wiſſen ſolcher Art müßte der Menſchheit auf den Wegen aller Facultäten von großem Segen ſein. Aber, wie ſchon angedeutet worden, ſein Enthuſiasmus geht tiefer noch als die genialiſche Beobachtung. Der angeſichtliche Menſch iſt Spiegel der Gottheit wie nichts anderes; an die unerſchöpfliche Individualiſirung der menſchlichen Erſcheinung knüpft ſich der Reichthum ſolcher Gottes- und Geiſtesoffenbarung, ohne daß die gattungsmäßige Einheit und Urſprünglichkeit ſich ganz verliert. Wonne iſt es, dieſer auch noch in der Verzerrung und Verhäßlichung nachzuſpüren, Erholung der Menſchenliebe und Jeſusliebe, die Zeichen der Wiederausgleichung der Contraſte, die der Sünde

wegen vorhanden ſind, durch ethiſirende Kräfte bewirkt zu ſehen. Dem Phyſiognomen Lavater erſcheint ſo die Sünde als Leiden, das des Erlöſers wartet. Er hat ähnliche Gefühle dabei als Calvin, der bei Betrachtung der großen, tugendhaften Heiden ruft: Welche Herrlichkeit hat Gott in die menſchliche Natur gelegt, wenn ſie noch im Verderben oder ſchon im Verderben ſolche Blicke zu geben vermag! Auch gegen den Kaiſer Joſeph ſpricht Lavater die Ueberzeugung aus, die Phyſiognomik ſei mehr dazu angethan, Vorurtheile gegen die Menſchen zu heben als ſie zu erzeugen. Sie koſtete indeſſen in jeder Beziehung dem Meiſter wie Jünger mehr als ſie einbrachte. Oft mußte er zurücknehmen; wenn Wiſſenſchaft daraus werden ſollte, ſo fehlten ſchon ſehr nahe Prämiſſen, und obgleich Lavater auf die Metaphyſik der Sache verzichtete, ſo ſcheint er doch auch die naheliegenden Fragen, die beantwortet werden mußten, wenn der Mißbrauch nicht hereinbrechen ſollte, nicht genug beachtet zu haben. Es ſind Fragmente, wie alles, was ihm auf der Grenze zwiſchen Wiſſenſchaft und Leben liegt, einer bruchſtücklichen Behandlung anheimfallen muß, die deshalb nicht unfruchtbar iſt. Dazu war der Mann auch berufen, in einem großen Umfange an vielerlei Stellen große Anſichten vorzuhalten, und eine zur Oberfläche geneigte Zeit auf Tiefen und Höhen des Menſchenlebens hinzunöthigen, die ihr immer fremder wurden. Zuſammenhangloſe Vielthuerei und fahrige Zufälligkeit findet ſich in ſeinem Wirken nicht. Dieſes iſt auf Wahrheit geſtellt; da Wahrheit aber kein bloßer Privatbeſitz iſt, und Lavatern, je länger er an den Zeitgenoſſen und in immer weiteren Kreiſen Erfahrung macht, deſto offenbarer wird, daß ſie in der allein alles erklärenden und verklärenden Gabe Chriſti ihnen abhanden gekommen, während noch viele Einzelne nach derſelben ſeufzen, ſo wird er ſeines Berufes zur inneren Miſſion, zum Zeugniß vom Weſen des Evangeliums immer gewiſſer. Was ihn

darin bestärken und berechtigen muß, ist die ebenfalls zunehmende Erfahrung von dem, was ihm Gott dazu verliehen hat; Geistesgegenwart, anziehende gewinnende Persönlichkeit, ungesuchte und doch leicht gewonnene Ueberlegenheit, Fluß der Rede und des Gedichtes, allzeit fertige und treffende Antwort. Göthe beschreibt es, wie Lavater erwartet wurde, wie man sich mit Fragen und Einwendungen gewaffnet hatte, ihn aufs Eis zu führen. Lavater kam, hörte, gab sich hin, befand sich wie in seiner Gemeinde, und hielt dem Versucher sofort eine „große Ansicht" wie einen Schild entgegen, wodurch er außer Fassung kam. Derselbe Beobachter bewundert es, daß Lavater unter der Menge der Verehrenden so unbefangen, weder gehoben noch gedrückt, einhergehe.

Seine Reisen waren theils absichtlich, theils wurden sie ohne Absicht Mission. Daheim aber wurde er doch wieder täglich von Leuten aller Stände aufgesucht, persönlich oder schriftlich. Er stand jedem zu Gebote, und die unbeantwortbare Menge von Fragebriefen, welche ankam und vor ihm lag, weckte seine Erfindsamkeit, daß er doch möchte, wenn nicht jedermänniglich, doch collectiv recht Vielen zugleich etwas gewähren können. Sein Tagebuch macht uns mit der Leichtigkeit bekannt, von guten Werken der Gemeinschaft zu denen der Einsamkeit, vom Gebet zur Arbeit, vom Lesen zum Schreiben überzugehen. Noch mehr. Weil man aus der Ferne so vielerlei Speise von ihm begehrte, schrieb er nachmals täglich etwas oder vielerlei in Prosa und Vers, Sprüche, Seufzer, Gedanken auf einzelne Karten, welche dann, gesammelt und gekapselt, endlich in der „Handbibliothek" mitgetheilt wurden. Weh mir, wenn ich das Evangelium nicht verkündige. Kein Tag, keine Stunde sine linea. Diese Betriebsamkeit geht allerdings über alles Maß des Gewöhnlichen. Sie wird durch die ungemeinste Leichtigkeit der Hervorbringung unterstützt. Reime und Verse kommen

wie fallend Laub. Die Bodmerſchen Herameter gelten ihm wie ein Volksversmaß, und ſo lahm ſie oft ausfallen im Bau, das verrathen ſie doch, daß der fromme Inhalt durch alle Adern des Verkehrs gehen will. Was das geiſtliche Lied anlangt, ſo hat ſich Lavater nach Gellert gebildet — an dem er ſich bei der Morgenandacht nächſt der Bibel am meiſten erbaute — an Correctheit iſt er hinter ihm zurückgeblieben, an Faßlichkeit und Lehrmäßigkeit ihm gleich, an Lebhaftigkeit und treibendem Strom hat er ihn übertroffen. In Breite und Länge, in angehäuften Anrufungen und Ausrufungen kann er läſtig werden, aber plötzlich wieder tritt in origineller Kürze ein großer Gedanke ein, und entſchädigt. Es iſt charakteriſtiſch, wie derſelbe Schriftſteller, der des Wortſchwalls nicht ohne allen Grund angeklagt worden, dennoch fähig iſt, ganze Reihen der voll- und tiefſinnigſten Sprüchworte hervorzubringen. Dergleichen iſt viel von ihm in unſere Erbauungsſchriften übergegangen. Meiſter iſt Lavater durch ſchnelle Reime ganze Stücke bibliſcher Geſchichte vorüberzuführen, z. B. die Leidensgeſchichte, und aus Hebr. 11. auch Bitt- und Klagepſalmen zu parodiren. Ausgezeichnet zu werden verdienen: das vaterländiſche Bußlied „Jehovah König, Vater, Richter", — abgebrandte Städte rufen: Zürich! rette noch durch Buße dich! —, das Berglied, eine Lobpreiſung Chriſti auf Schweizerhöhen zu ſingen, ein Gewitterlied, Lied vom Eide; aber unter den in deutſchen Kirchen- und Hausgebrauch eingeführten die dringliche Bitte um den Geiſt der Heiligung: „Vater, heilig möcht' ich leben", und „Allmächtiger Erbarmer", das edelſte von allen, die ſich im Liederſchatze befinden, wo es heißt:

Wie viel iſt ſchon verſchwunden,
Kommt ewiglich nicht mehr!
Die Zahl der Leidensſtunden
Iſt kein unendlich Heer.

Der Bangigkeiten bängſte
Macht mir nicht ewig bang,
Der Schmerzensnächte längſte
Scheint nur und währt nicht — lang.
Mit jedem Odem kleiner
Wird meiner Leiden Laſt,
Mit jedem Pulsſchlag reiner
Ein Herz, das dich umfaßt.

Der enthuſiaſtiſche Styl kommt in allen Gattungen von Lavaters Schriften vor. In apologetiſchen und homiletiſchen eine endloſe Gliederung und Steigerung des Vorderſatzes oder Nachſatzes. Oder kaum hat er etwas Wichtiges einfach hingeſtellt, ſo mißt er alle Möglichkeiten aus, um den ſuperlativſten Superlativ zu erreichen. So ſehr, daß die Forderung an den Chriſten bis zur Gleichheit mit Gott, mit Chriſtus hinaufgetrieben, und der Schein kaum vermieden wird, als ſolle das Göttliche überall nur gradueller Unterſchied werden. Da kommt denn manches Befremdliche vor. „Biſt du nicht beſſer, Gott, als ich, ſo kann ich dich nicht lieben, und biſt du beſſer, Gott, als ich, wie ſehr *mußt du mich lieben.*" Der ganze Mann und ſein Leben iſt Werden, Streben, Wirken, mit unaufhörlichem Schmerz über verlorene Tage und Stunden. Darf man ihn aber der Vielthuerei und der Eitelkeit anklagen? Was jene Untugend betrifft, ſo fehlt ihr bei Lavater ein entſcheidendes Kennzeichen, daß er was den nächſten, engſten Pflichtkreiſen gebührte, den weiteren Kreiſen zugewandt hätte. Nun ſehe man aber in das Tagebuch. Welche Treue im Kleinen! Dieſer immer wieder abgebrochene und fortgeſetzte Verkehr mit der leidensvollen Mutter, mit dem greiſen Vater, mit Weib und Kind, mit den Armen, mit den Amtsgenoſſen. Zwiſchen einfallende Anläufe, Beſuche; Briefe und doch die Ausarbeitung der Predigt durchgeführt. Am feſteſten ſitzt die Rüge ſeiner Eitelkeit. Uns dünkt, wer ihm ſeine Tugend vergäbe, könnte unmöglich eine Untugend ihm ſo

unvergeben laſſen und ſo eigens ihm zum Charakter rechnen, welche Lavater ſelbſt dem Publikum ſowohl wie dem Herrn mit ſo ſeltener Ernſtlichkeit gebeichtet hat. Wer hat wohl mit gleicher, zarter und tiefer Seelenkunde die Schliche des eigenen Herzens verfolgt, und wer mit ſprechenderer Wahrhaftigkeit ſich von dem Lobe auch der Beſten in die Demuth geflüchtet wie er! Ein gewiſſes vor- und zudringliches Weſen, ungeſtümen Enthuſiasmus (freilich auch einen in der Selbſtberichtigung begriffenen) hätte ihm ein Zeitalter nachſehen dürfen, deſſen größten Männern allen Lavater enthuſiaſtiſches Lob zu ſeinem fühlbaren Leidweſen abgewonnen hatte.

3. Das zwiefache Märterthum.

Je länger je mehr erfolgte es ſo, wie die Geſchichte ſolcher Charaktere es erwarten ließ, daß was zu dieſer Zeit an der Schmach Chriſti zu erſtatten war in der Schweiz und Deutſchland, Lavater zu einem großen Theile auf ſich nehmen mußte. Beleidigungen und Verläumdungen durch Zeitungsmund von der gröbſten Art. Abgeſehen von Sünden der gemeinen Unehrlichkeit und Unzucht giebt es kaum etwas Gehäſſiges, was ihm nicht angedichtet worden. Endlich ſuchte man ihn auch lächerlich und mitleidswürdig zu machen. Er habe fallirt; er befinde ſich unter der Zwangsjacke im Irrenhauſe. Lavater litt freilich dabei, und verwunderte ſich der Bosheit, zumal wenn ein hernach reichlich dafür geſtrafter Züricher Amtsgenoſſe anonym an den Verhöhnungen theilnahm, „im Vaterlande gelte der Prophet nicht viel" — aber es gereichte ihm auch zur Bewährung und Erhebung. „Ich weiß", ſchreibt er, „daß es zu meinem Schickſal gehört, in einem unaufhörlichem Kampfe zu ſtehen mit ängſtlich beſchränkten und mit antichriſtiſchen Chriſten." Je länger je mehr überwog das Geſchrei der letzteren; Briefe und Reiſe-Journale wurden ihm untergeſchoben. Lavater regte

ſich dagegen nicht. Nur gegen Freunde ſprach er ſich darüber aus. Einmal auch an Zimmermann ſo: „Ihr habt mich zum Genie hinaufgeſchraubt, zum Narren ſchmettern mich meine Gegner herunter. Bin ich nun Genie oder Narr? Mich dünkt, keines von beiden.“ Hätte wirklich Beifall allmählich den St. Lavatus (wie ihn deutſche katholiſche Leute, die an der Station viel zuſammenliefen, wo er vorüberreiſen ſollte) im Grunde verdorben, ſo würden ja Bewunderer wie Zimmermann, Göthe, und auch Jacobi und Herder eine Mitſchuld dabei getragen haben. Dieſe ſchenkt ihnen ſein wirkliches Leben und Sein. Sie ſelbſt haben ſich allerdings in vielerlei Weiſe gegen das Ende umgeſtimmt, und gegen ihren bewunderten Freund umgeſtimmt, der wohl von Zeit zu Zeit in der Vertheidigung der Sache, welcher er lebte, dringlicher wurde. Aber um Keinen hat Lavater tiefer gelitten, und von Keinem als von dem Göthe, der ihn „die Blüthe der Menſchheit“ genannt, der in ihm alle chriſtlichen Tugenden als im Bande der Vollkommenheit geeinigt geſehen, eine ſittliche Schönheit, wie ſie „weder in Iſrael noch unter den Heiden gefunden worden“, von dem Göthe, der nach einem Züricher Aufenthalte in täglicher Gemeinſchaft mit Lavater, deſſen Hauſe und Freundſchaft, geſteht: „Wir ſind in und mit Lavater glücklich, es iſt uns eine Kur, um einen Menſchen zu ſein, der in der Häuslichkeit der Liebe lebt und ſtrebt — die Wahrheit iſt einem doch immer neu, und wenn man wieder einmal einen ſo ganz wahren Menſchen ſieht, meint man, man käme erſt auf die Welt“; ja von dem Göthe, der zwar zugiebt, ſo in Lavaters Kreiſe leben, ſei Zuſtand einer Brunnenkur, welche alle Uebel, tiefe wie flache, in Bewegung bringe, ſo daß das ganze Eingeweide durcheinander geht. Welch ein Geſtändniß! „Erſt hier geht mir recht klar auf, in was für einem ſittlichen Tode wir gewöhnlich zuſammen leben.“ Göthe hatte hier, was Wahrheit, Liebe und Leben ſei, tiefer als irgendwo

empfunden, nämlich perſönlich und nicht bloß ſo, wie ihm oft ausgereicht hatte, wenn er als Dichter die Ei brücke zurückgab. Indeſſen blieben ihm — das mochte au Lavater nicht ändern können — das Chriſtenthum des L vaterſchen Glaubens und der Lavaterſchen Liebe ſehr vo einander unabhängige Dinge. Lavater dagegen nahm a Zuverſicht in Apologie des Chriſtenthums und der Bibe deſto mehr zu, je weiter ſich die Verſtändigkeit oder Idealitä der Zeit beiden abſagte; er war in dieſer Beziehung ſo wenig Myſtiker, daß er immerfort hoffte, jedem ehrlicheren und geiſtvolleren Manne, der ihm vorkam, durch Schlüſſe und Beweiſe dasſelbe antragen zu müſſen und anbeweiſen zu können, was er doch ſelbſt für unbeweisbar erklärt hatte. Wenn er nun in einer beſtimmteren Frage ſich des bibliſchen Dämonismus an Semler, dann aber an Mendelsſohn ſich wandte, und dieſen ſogar in öffentlicher Zuſchrift herausforderte, entweder die Beweiſe für die Göttlichkeit des Chriſtenthums zu widerlegen oder ihm zuzufallen, ſo ging ihm dieſes Aeußerſte von Zudringlichkeit doch darum noch leidlich hin, weil jene Männer die redliche Seele in Lavater zu erkennen und zu achten vermochten. Der Abſchluß, den Mendelsſohn der Sache giebt, lautet dahin, „er freue ſich, die Abſicht des edelmüthigen Mannes nie verkannt zu haben". Mit Göthe endete es, wenigſtens bei Lebzeiten Lavaters, anders. Göthe wollte Nichtchriſt ſein und bleiben, wofern man ſeine „Particular-Religion" ihm nicht gelten ließ, oder gar mit Schriften wie Pontius Pilatus oder Nathanael an und in ihn drang. Lavater wollte nicht aufhören, jeden ehrlichen, ſittlichen Menſchen als einen zukünftigen (Christianus futuribilis) anzuſehen, mußte zwar um Gott ſchön fahren mit den Leuten, 2 Cor. 5. vor Proſelytenmacherei ſich hüten, durfte mit Katholiken, wie Sailer, wie Stollberg, in inniger chriſtlicher Gemeinſchaft ſtehen, ja mit Baſedow ſo lange als möglich aushalten, konnte aber die objective

Ausschließlichkeit des Christenthums nicht aufgeben. Wer den Sohn Gottes hat, hat das Leben; wer den Sohn Gottes nicht hat, hat das Leben nicht. Darauf konnte sich Lavater steifen, und doch äußerst duldsam gegen jede persönliche Ueberzeugung verhalten, äußerst günstig über die unbewußte Empfänglichkeit vieler Nichtchristen für Christus, und größer von der universellen Anziehungskraft Christi denken, so daß er, wie heute noch, den Kirchenmännern in seiner Toleranz unerträglich wurde, während die Particular-Religionen mitten in der Rede von Duldsamkeit in fanatische Unduldsamkeit gegen einen ganzen Christen, wie der Züricher war, übersprangen. Das aber ist bis jetzt noch nicht einmal erklärt, viel weniger gerechtfertigt wie Göthe auf einen Mann, den er nach obigem Maßstabe als sittliches Genie bezeichnet und mit solcher Betonung einen wahren Menschen genannt hatte, seinen Hohn richten und die Xenie ausmünzen konnte: Schade, daß die Natur nur Einen Menschen aus dir schuf; denn zum würdigen Mann war wie zum Schelmen der Stoff. In der beglaubten Geschichte Lavaters liegt von derartiger Wandlung seines Wesens keine Spur vor; man muß annehmen, Göthe war nach jener italiänischen Reise anders als zuvor gestimmt, und Zuträgereien zugänglich geworden, wie sie um die Zeit der Kopenhagener Fahrt Lavaters ihm zu Ungunst in Deutschland leichter Gehör fanden. Von dem Unverwandelten wissen wir, er hat geantwortet: Ich weiß, er hat mich geliebt, und es wird die Zeit kommen, daß er mich wiederkennt. Der späteste Göthe läßt davon etwas ahnen.

Das fiel schon in die Jahre, da der Lavastrom der französischen Revolution sich in die Schweiz zu ergießen drohte. Mindestens für Frankreich hatte Lavater um 1789 eine Morgenröthe aufgehen sehen. Kaum waren die ersten Greuel vollendet, so fiel ihm der Irrthum von den Augen; er schrieb und predigte von nun an unabläßig im Namen

der Freiheit gegen dieſe Raubmörderin, die Freiheit ſich nannte. Wenn die Xenien ihm den Propheten-Namen zu Spott aufgedrungen, ſo war nun die Zeit gekommen, wo er volle Gelegenheit zu nehmen wußte, ſich als unbeſtechlichen, tadel- und furchtloſen Thäter und Dulder der Wahrheit zu erweiſen, die er im Frieden gepredigt hatte. Sein Ende ſollte ſeinem Anfange als Schweizerjüngling gleichen; und eingefaßt in ſolchen Anfang und ſolchen Ausgang ſein chriſtliches Lehramtszeugniß geſchützt bleiben in den Augen aller Gerechten und Weiſen vor dauernden Schmähungen.

Holland war gefallen; der bewaffnete Widerſtand der Schweiz gegen die Befreier unter der Looſung: „Annahme oder der Krieg" niedergeſchlagen. Das lediglich unter dem Schutze der franzöſiſchen Waffen gebildete Directorium des Landes hatte nichts zu thun, als die gegen alle Zuſage begonnenen Plünderungen und Erpreſſungen zu ſchützen; die Zuſtände enthielten einen greuelvollen Widerſpruch zwiſchen der namentlichen Freiheit und wirklichen Sklaverei. Mitleid, Zorn, vaterländiſches Ehr- und Rechtsgefühl drängen Lavater in den Vordergrund der Entgegenwirkung, allermeiſt der unerſchütterliche Glaube, daß in einem treuen, furchtloſen Proteſte, der ſelbſt wieder in der Grenze der Wahrheit und Menſchenliebe ſich halte, unfehlbarer Segen und die einzige übrige Hülfe ſei. Seine erſte Heldenthat iſt ſeine Eingabe an die franzöſiſche Regierung mit Namensunterſchrift an Reubel adreſſirt: Wort eines Schweizers an die große Nation. Schon hatte er ſein bedingtes Gratulationslied von 1791 im Jahre 1792 parodirt und ſtatt: Iſts wahr, daß Stolz im Staube liegt? Iſts wahr, der Frank iſt frei? — Iſts wahr, daß Recht im Staube liegt, Und herrſcht die Teufelei? Jetzt aber hielt er den Franken eine Strafpredigt, deren natürliche Beredſamkeit dadurch ſo ſehr gehoben wird, daß der kühne Redner ganz und gar in einer großartigen Handlung begriffen iſt, und

nun noch ebenso sehr dadurch, daß er ganz unverkennbar sich mit der ungeschminktesten Anklage der großen Nation auf Verbrechen gegen die Schweiz und die Menschheit doch noch an ein besseres Gefühl, an ein Gewissen, an ein Uebriges von Ehrliebe in den Beschuldigten wendet. Da findet man wieder den Christen heraus. Die Schrift wurde ohne sein Wissen gedruckt, bald denunciirt, und nachdem Lavater einen Defensor wie Legrand mitten im Directorio gefunden, noch in hunderttausend Exemplaren veröffentlicht. Nun sollte aber auch die Schreckenszeit über Zürich hereinbrechen. Zehn ausgezeichnete schuldlose Männer wurden als geheime Landesverräther aufgegriffen und deportirt. Von Untersuchung war vor der Hand nicht die Rede. Was sich bis zu seiner eigenen Deportation daran anschließt, ist darum so wichtig, weil Lavater, der doch der Aufgeregte und Anregende zu einem öffentlichen bürgerlichen Proteste (der in seinem Hause ausliegt) bleibt, doch jederzeit unter die Aufruhrsgelüste sogleich die stillenden Begriffe der Ordnung und des schuldigen Gehorsams gegen faktische Obrigkeit wirft, und ebenso oft die zaghaften Gemüther anspornt, wenn sie Sorge haben, auch der Gebrauch rechtlicher Protestmittel sei zu gefährlich.

Während des Züricher Protestes und der ganzen Deportationsgeschichte erreicht Lavater durch die hohe Besonnenheit und Ueberzeugungskraft seiner Gelegenheitspredigten den höchsten Grad heimischer Popularität. Seine Rede über die Frage, was man der Obrigkeit schuldig sei, überführt auch seine Frau so sehr vom Unrecht ihrer Bangigkeit, daß sie sich in alle Folgen der Schritte ihres Mannes ergeben will. Dagegen wird die Regierung bange, den Deportationsbeschluß, der auch ihn treffen soll, auszuführen. Bis man endlich seine Entfernung von Zürich zu einer Badecur, zu der er in sehr kränklichen Umständen seine Zuflucht genommen, feige und grausam benutzt, um ihn zu überfallen

und wegzuführen. Sein Verhalten bleibt ſich gleich, nicht nur in naiven Worten — „ſo vornehm bin ich nie gereiſt", denn man hatte eine ſehr ſtarke militäriſche Escorte aufgeboten — ſondern auch in geraden, ernſten, gemeſſenen Erklärungen vor der Obrigkeit. Den Beweggrund der Anklage auf Hochverrath ſollten ein paar Stellen weggenommener Briefe, die eine eine Frage, in welcher Nation wohl der Antichriſt erſcheinen werde, die andere, welche von einem Geſchenk der Kaiſerin von Rußland für wohlthätige Zwecke Andeutung enthielt, hergeben. Man ſchämte ſich endlich und ſetzte ihn in Freiheit. Die Mitfreude Zürichs war groß. Aber nun nahte die Schlacht bei Zürich mit den verhängnißvollen Folgen des Maſſenaſchen Sieges. Bei einer ſoldatiſchen Scene, in welche Lavater ſich, um ein Haus zu ſchützen, wo Frauen einſam wohnen, miſcht, findet er Gelegenheit, einem Kriegsmann mit einem Labſal wohlzuthun. Dank Dir, Bruderherz, ſpricht der Soldat im Weggehen. Aber derſelbe Dankbare wird, nachdem er unmittelbar darauf in der Nähe mit Zürchern geſprochen (und wahrſcheinlich von ihnen die Perſon Lavaters hat ſich nennen laſſen), erſt mit neuer Erpreſſung, dann mit mörderiſchem Schuß in den Leib an ihm zum Wütherich. Es giebt kaum eine andere Erklärung dieſes Vorfalls als die Jung-Stillingſche, die auch noch Lavatern ſich Zeit ſeines Lebens bewährt zu haben ſcheint: Der Soldat, aus dem Waadtlande herkünftig, wußte, was Lavaters Name bedeute aus dem Lande der Aufklärung her, und folgte nun einer wilden Aufregung ſeines Haſſes gegen einen ſolchen Helden des Glaubens. Die Wunde tödtete nicht augenblicklich, ſondern koſtete Lavater mehr als ein Jahr hindurch von Zeit zu Zeit geſteigerte Marter, Ohnmachten, vergebliches Wiederſichaufraffen zur Arbeit, langſames Hinſchwinden und endlich am 2. Januar 1801 den Tod.

Dieſe ganze Zeit ſetzte er ſein Zeugnißleben in jeder

noch möglichen Weise mit Freudigkeit fort. Was nicht mündlich geschehen konnte, ersetzte die mehr und mehr zitternde Handschrift. Man liest noch das rührende Schreiben an seinen Mörder, das er kurz vor seinem Ende verfaßte. Unvergeßlich blieb den Zürichern seine letzte Abendmahlsfeier inmitten der Gemeinde. Die Väterlichkeit der Ansprache und die Beredsamkeit der Lage wurde durch das blasse und doch verklärte Angesicht bei Aufbietung der letzten Lebenskraft mächtig gehoben. Auch seines letztgeschriebenen Liedes müssen wir gedenken und ein paar Strophen desselben zum Schlusse vorführen. Es ist eine Begrüßung des eben angebrochenen Jahrhunderts, an Zürich gerichtet.

O Väter, Mütter, Söhne, Töchter,
Vernehmt mich, künftige Geschlechter,
Nicht wegvernünftelt Ruh' und Glück!

Was helfen Freiheits-Heucheleien,
Was nützen Franken-Aeffereien,
Was frommt's, wenn man der Armuth lacht!
Wer ehrt Geschwätz von Treu' und Glauben,
Wenn man ein ungeheures Rauben
Gesetzlos zum Gesetze macht.

Ich flehe Tag und Nacht, ich flehe,
Bis deine Vaterhand ich sehe
Für mein gebundnes Vaterland.

Gott, ich erhebe Herz und Hände,
Mach unserm Elend bald ein Ende,
Erwecke demuthsvolles Flehn,
Erwecke viel Nathanaele,
Hiskias, Davids, Samuele,
Die vor dem Riß als Helden stehn.

Reich Gottes! Sehnsucht aller Frommen,
Wirst du mit dem Jahrhundert kommen?
O betet, komm, wer beten kann.

Auch sein allerletztes Wort war: Betet!

Nachtrag.

Wer nun dieſer Darſtellung Wahrheit zuerkennt, und daran Erbauung hat, dem muß es ſeltſam vorkommen, daß eine Anzeige der Bodemannſchen Schrift andeutet, Lavater ſei zum warnenden Zeichen gegen die Union geſetzt, denn ſeine maaßloſe Vergleichgültigung des kirchlichen Elements ſei eben Urſache, daß er nun doch im Grunde nichts Nachhaltiges ausgerichtet. Es iſt wahr, daß alle, die das Heil der Chriſtenheit nicht ſo ſehr in der h. Schrift und dem Glauben an Chriſtus als in Formen, Sitten und Rechten der Kirche oder Secte ſuchen, müſſen an Lavater noch viel größer Aergerniß nehmen als an Spener und ähnlichen, denen ſie immer ſchon einen Theil der Schuld des kirchlichen Verderbens *beimeſſen*; denn nicht genug, daß er ſagt, es giebt keine Kirche, die gar nicht irrete, und keine Secte, welche nur *irrete*; nicht genug, daß er die Orthodoxen und Pietiſten ſeiner Zeit, ohne ihr Wohlmeinen anzutaſten, wo ſie ihm in den Weg kommen, meiſt kurz abfertigt, nicht genug, daß er die Hoheit des Standpunktes eines ehrlichen Katholiken bewundert und ehrt, nur eben ſeine evangeliſche Freiheit in der ausſchließlichen Gebundenheit durch Chriſtum — im Briefe an Friedr. Stollberg — viel höher preiſet, er geſteht auch, Zwingliſch, Calviniſch, Lutheriſch ꝛc. ſeien ihm reine Nullitäten. Schaudererregende Geſtändniſſe! Rechnet man dazu, daß er nun auch von Unionsverſuchen, von allen „Machenſchaften" gar nichts für ſeine Perſon wiſſen will — denn es wurden ihm alle möglichen geheimen Pläne zugetrauet — dagegen auch wo möglich den „Deiſten, ja den Atheiſten in ſeine Arme ſchließen will," nur nicht zugeben, daß etwas Chriſtenthum ſei,

was Christum kritisch verhandle oder ihm etwas abdinge, was ein Glaube ohne Liebe, eine Liebe ohne Glauben sei — so erscheint er freilich exlex und maaßlos für so viele Standpunkte. Zu geschweigen, daß er auch die Anbetereien, die mit ihm selbst getrieben worden, ärgerlich zurückweiset und abschüttelt. Nun also dieser Lavater, der, wie man wohl sagen kann, seine theologisch-kirchliche Weitherzigkeit selbst in den Augen seiner Zeitgenossen maaßlos ausspannt, soll nun, obgleich er auch in ihren Augen das Wesen, Grund und Zweck der Gemeinschaft mit Gott in Christo oder der wahren vollkommenen Religion viel zu enge fasset, soll nach demselben Verhältniß einer bedeutenden Wirksamkeit für die Zukunft verlustig gehen. Kein System, keine Schule, keine Einrichtung, Union, Societät knüpft sich an seinen Namen. Es macht schon einen recht widrigen Eindruck, wenn einer großen persönlichen Erscheinung noch eine Größe, die sie nicht hat, ja, die ihr gar nicht eignet, abgefordert werden will. Die Nach- und Fortwirkungen eines solchen Namens und Mannes, als hier in Rede steht, sind nicht gerade so zu registriren, wie wenn es eine Secte Lavaterianer gäbe oder sonst eine zweite oder dritte Reformation der schweizerischen Kirche, die auf ihn sich datiren ließe. Es giebt nur zuviel schlechte kümmerliche Kirchlichkeit in Sitte und Lehre; und die ächte evangelische Kirchengeschichte vergißt der Männer nicht, die in der Geschichte der Religion und des Reiches Gottes ohne alle Frage mitgezählt haben, aber zugleich an ihrem Orte direct oder mittelbar die Schäden bloßlegten, welche Trägheit und Herrschsucht, Mechanismus und Fanatismus der Kirche zugefügt haben. Unter denen, welche vor Schluß des 18. Jahrh. das der Kirche durch eingebildete Rechtgläubigkeit oder eingebildete Aufklärung verrückte Ziel zurecht rücken halfen, steht Lavater keinem nach, sondern insoweit allen voran, als er dafür die volle Einheit von Lehre und

Leben in Anſpruch nahm und ſeine ganze Perſönlichkeit *mit* einſetzte. Lavater ſagt von ſich ſelbſt, „ein Gelehrter bin ich nicht," und bezeichnet damit nicht bloß was er nicht ſein will, ſondern auch was er nicht werden konnte. Reich an Kenntniſſen aller Art beſaß er im Vergleich mit den namhaften Gottesgelehrten jener Jahrzehnte weder genug an geſchichtlicher Gelehrſamkeit noch Methode des Lehrens und Lernens. Nur deſto unabhängiger und urſprünglicher ſind die dogmatiſchen und geſchichtlichen Intuitionen, mit welchen er die Theologie auf Anlaß ſeiner vielen apologetiſchen Verſuche bereichert hat. Faſt niemand hat ihrer geachtet; er war einmal kein magister noster, kein Mann von Fach, der in der Tradition mitgezählt hätte. Noch jetzt haben die dogmenhiſtoriſchen Studien nur eben gründlicheren Anfang gemacht den Gedankenwerth und Lehrgehalt der proteſtantiſchen Myſtik und Theoſophie zu erkunden und zu verarbeiten. Dieſe Seiten- und Nebengänge der Wiſſenſchaft wurden von jeher nur für Aergerniſſe und Irrgänge angeſehen oder ganz überſehen. Wird der Befund des lavaterſchen Antheils erſt wie die Bemühungen von *Herbſt* und Hamberger es einleiten noch mehr ſich darlegen, ſo muß auch Lavater viele Male wie ein verborgener Säemann auf dem Felde der reſtaurativen Theologie des 19. Jahrh. erſcheinen. Jeder aufmerkſame Leſer Lavaters wird ſich überzeugen können, daß bei ihm ſchon alle Elemente der heutigen chriſtologiſchen Beſtrebungen, die dahin gehen das menſchliche Bewußtſein des Gottmenſchen denk- und vorſtellbar zu machen und eben von dieſer Baſis aus überhaupt die Perſon des Erlöſers und ſein hiſtoriſches Leben verſtändlicher, reichlich vorkommen. Ein gleiches iſt es mit der Dreieinigkeit; dieſe heutige Wiederauffaſſung der Mittel einer innern Erklärung derſelben, die in der abſoluten Idee der Liebe liegen, wie wir ſie bei Sartorius, Liebner und Andern ernſtlicher als je vollzogen finden, wo giebt es im

Zeitalter Lavaters auch nur eine Spur davon, wenn wir von ihm ſelber abſehen? Lavater ſagt, die Glaubenslehren des Chriſtenthums ſind alle hiſtoriſche. Er weiſet das ſofort auch an der Lehre von der Unſterblichkeit nach. Wir verſtehen dies jetzt, aber der damaligen Rechtgläubigkeit konnte dergleichen ebenſowenig als dem Rationalismus anders als unfaßlich und fremd deuchten. Weggeſehen alſo auch von dem umfaſſenden und durchgreifenden Fortwirken Lavaters auf dem Gebiete der erbaulichen Literatur zumal im deutſchen Süden, doch auch im Norden, iſt kaum zu begreifen, wie die confeſſionelle Parteiſucht unſerer Tage, um nur der evangeliſchen Union einen neuen Schimpf anzuhängen, ſich bis dahin verirren konnte, die auf exceſſive Duldſamkeit und Unkirchlichkeit als Grund und Urſache zurückgeführte Unfruchtbarkeit der lavateriſchen Arbeit ſammt ihm ſelbſt als warnend Zeichen für die Union hinzuſtellen. Wahr iſt nur, daß wenn ſie noch weitere Stärkung des Gefühls von ihrem Recht bedarf, ſie an dem, was an Lavaters Wirken und unbewußtem Weiſſagen auf heutige Glaubenswiſſenſchaft am meiſten charakteriſtiſch iſt, ein ſehr aufmunterndes Zeichen hat. Denn der fortwährende Stand und Gang der deutſchen Theologie arbeitet der evangeliſchen Theologie fortwährend mit Willen oder Widerwillens in die Hände. Auch da, wo man eben am meiſten Miene macht, lutheriſche oder reformirte Dogmatik recht ſelbſtſtändig und ausſchließlich fortzubilden. Wir finden folgendes vor. Einige von der Seite der Concordienformel halten ſich redlich innerhalb der Grenzen der ſogenannten reinen Lehre, ſie thun ſich Genüge damit, die rechtgläubigen Beſtimmungen in eine gewiſſe Ordnung zu bringen, hin und wieder einen Hollaz oder König mit andern Hauptſtimmen auszugleichen, die ſcholaſtiſchen Kunſtwörter ins Deutſche unſerer Zeit zu überſetzen, und rufen, wenn ſie in Eifer kommen, dem heutigen Collegen zu, halte inne. Von Fortbildung iſt nun da keine

Rede noch von bedeutender Einwirkung auf die Geſinnung der Zeit. Schon dieſe Erſcheinungen wecken das Verlangen nach friſcherer Auffaſſung der rechtgläubigen lutheriſchen Lehre, welches ſeit Rückkehr eines conſervativen Sinnes für proteſtantiſche Dogmatik durch Tweſtens Vorleſungen zuerſt befriedigt wurde. Denn dieſe führen die geordneten und ſchon einmal geſichteten Formeln des Lehrbegriffs in den lebendigen Fluß des ganzen bibliſchen Vorſtellungskreiſes, in dem ihre Geburtsſtätte zu finden ſein muß, zurück, erforſchen ſo ihr Weſen und ihre Bedeutung für das unmittelbare religiöſe chriſtliche Bewußtſein, um ſie nicht nur zu verdeutlichen, ſondern auch ſo zu neuer Geltung zu bringen. Ohne viel Redens vollzieht ſich da eine poſitive Kritik von ſelbſt. Neuerdings aber finden ſich, wenn ſchon Gott ſei Dank nur wenige, doch zu viele, die ſchon in Conſequenz ihres Amts- und Sacramentsbegriffs, überhaupt im Eifer für das ausſchließliche Lutherthum, nicht mehr im Regreß Luthers vom Katholicismus zum Evangelium, ſondern im Progreß von der Concordienformel zum Katholicismus, auf Wegen ſchriftloſer Tradition und ſchriftwidriger Geſetzlichkeit ſich befinden, und deſſen auch nicht eben ein Hehl haben. Iſt das etwa die fortbildende Richtung, welche etwas bauet und zu Wege bringt, während die Union ein unbeſtimmtes x bleibt? Das ſtärkſte Zeugniß aber für Möglichkeit und Dauer einer evangeliſchen Theologie legen die trefflichen lutheriſchen Dogmatiker ab, die obwohl in kirchlicher Praxis zu ausſchließlich, doch wo ſie deutſch und ernſt an den Fortbau der Glaubenslehre gehen, ſich wenn ſie nur Schriftgrund, weiteren und tieferen als die ſcholaſtiſche Vorzeit ihrer Confeſſion kannte, unter ſich wiſſen, durch den Vorwurf der Heterodoxie nicht eben beirren und von ſtiller Correctur der Symbole ſelbſt gar nicht abhalten laſſen. Mit den reformirten Dogmatikern iſt es nicht viel anders. Wenn ſchon die Lehrunterſchiede in dem Zeitalter, wo

Schneckenburger ſie mit der größten Energie und Spitzfindigkeit verfolgt hat, wer ſie feſthalten will, viel Ausgleichung zwiſchen den Stimmen derſelbigen Seite oder eine Spürkraft nöthig machen, die nicht jedermanns Ding iſt, ſollen wir ſie überall wieder erkennen: wie viel weniger iſt es heut zu Tage, wo ſo vielfach die Ausgangspunkte, die exegetiſchen und ſpeculativen Vermittelungen ſich geändert haben, ausführbar — wenn es ja der Mühe werth wäre — die Auseinanderhaltung und Gegenrechnung fortzuſetzen. Ja verhielte es ſich wirklich ſo, wie einige zu träumen fortfahren, Katholicism und Calvinism (als Anfang der Secten) ſeien die irrenden Extreme, z. B. Corporalismus und Spiritualismus, darüber erhebe ſich die lutheriſche goldene Mittelſtraße — ſo würde Schritt vor Schritt ſich des Heils und der Wahrheit wegen fragen müſſen, was iſt lutheriſch was nicht. Wer die Dogmenentwicklung ſeit einem und einem halben Jahrhundert ſich nicht erſt zurecht macht, ſondern ſie nimmt wie ſie ſich darſtellt, muß finden, die ganze evangeliſche Reformation lebt und webt in principiellem Proteſt gegen den Romanismus und gegen die Sectirerei, bewahrt und vertritt gegen die letztern den gemeinchriſtlichen Katholicism und bleibt in verhältnißmäßiger Gemeinſchaft mit ihnen, was die Negation des Papſt- und Geſetzthums anlangt. In dem Maaße als dieſes Verhältniß ins Gewicht fällt, tritt der einheimiſche Gegenſatz der Reformation in Unterordnung, und überbietet die Union die in Trennung und affectirten Fundamentalwiderſtreit ausgeartete Scheidung. Denn geſchieden iſt der lutheriſche und reformirte Ausgangspunkt wie Regreß und Progreß. Kraft der Centraleinheit der gemeinevangeliſchen Grundſätze haben ſie daher im ganzen Gebiete der Glaubenslehre immer erſt einander erreicht oder ſind im Anſatz dazu geweſen, ehe ſie ſich entzweit haben. Dies iſt in Anſehung des Dogmas von der Alleinwirkſamkeit des göttlichen Willens oder in

Ansehung der antipelagianischen Richtung schon oft zur Anerkennung gekommen. Eine unbefangene Betrachtung muß es auch in Hinsicht der Sacramentslehre finden. Der erste und lange nachwirkende Ausgangspunkt für Luther war die Verwandlungslehre auch dann noch, als er schon sie einigermaaßen kritisirte, und dann noch mehr, als er durch die abenteuerliche Auslegung Carlstadts an der schweizerischen Auffassung ganz irre wurde. Noch predigte er vom Zeichen, von der Sache, und wie der Glaube beides zusammenbringe. Dagegen konnte die progressive Reformation nicht anders als von der symbolischen Fassung der Einsetzungsworte ausgehen. Ueberhaupt aber findet es sich jedesmal, daß die am meisten zwistigen Punkte der Lehre gerade diejenigen sind, wo sich die wundesten und mangelhaftesten Stellen protestantischen Lehrbegriffs auf beiden Seiten befinden. Die räumliche Beschränkung des himmlischen Leibes Christi sammt dem elevare animam sind nun einmal unhaltbare Meinungen, dafern sie nicht durch die helvetische Confession und Calvin selbst halb zurückgenommen erscheinen; und die monophysitische Ausschweifung, die Isolirung des Fleisches Christi, dessen leiblicher Genuß dennoch rein ethische Wirkungen haben soll, die absolute Allenthalbenheit und der reale Genuß der Ungläubigen, der so schwankend, zaghaft und unvorstellbar ausgedeutet wird, sind in theologischer Hinsicht von Anfang her mitten in der lutherischen Kirche so fraglich und bedenklich geblieben, daß der Rückschritt von beiderseitiger Spitze auf die Schriftheologie und auf die zugestandene mystische Grundlage thatsächlicher und realer Aneignung Christi im Abendmahl aller Fortbildung vorgehen muß, dafern etwas gewonnen werden soll. Noch neuerdings ist in Ansehung der Lehre von Gesetz und Evangelium nach der Concordienformel von Bauer (Theol. St. u. Krit. 1857. 3.) deutlich nachgewiesen, daß erst durch deren Ergänzung aus Bestimmungen reformirter Dogmatik

ein anſtoßfreies Ganzes heraus kommt. Solche Nachweiſungen theologiſcher Differenz, wie Schneckenburger gegeben, können ſehr nützlich ſein, ſie werden es aber vornehmlich, wie er auch ſelbſt wohl gefühlt hat, dadurch, daß ſie indem von der Arbeit der ſpeculativen Dogmatik Leichtſinn und Voreiligkeit abgehalten worden, der Union Vorſchub thun. Eine Maſſe ſolcher Differenzen ſind in Vergleich mit denen, welche jetzt leben und brennen, völlig todt — nicht nur für das religiöſe evangeliſche Bewußtſein, ſondern auch für das wiſſenſchaftliche Intereſſe. Herr Dr. Schwarz in Gotha hat die Theologen des Conſenſus von der kritiſchen Höhe ſeines Draußenwerkes herab der Halbheit und Unbeſtimmtheit angeklagt; wie es ſcheint, aber gar nicht begriffen, um welche Angelegenheit es ſich handelt. Die nächſte Frage war praktiſcher und rechtlicher Natur. In großem Umfange hatte ſich Vocation und Ordination zum Lehramt auf die Uebereinſtimmung oder das Uebereinſtimmende der Lehren beider Seiten gegründet. Evangeliſche Gemeinden hatten ſich gebildet, die von ihrer Entſtehung her weder lutheriſch noch reformirt waren. Große Lehrinſtitute ruheten rechtlich auf dieſer evangeliſchen Einheit. Die Möglichkeit und innere Berechtigung der damit geſtifteten Kirchengemeinſchaft war in der Weiſe der Vorausſetzung und des Gefühls anerkannt. Jetzt aber regte ſich die Einwendung der Sonderconfeſſion dagegen. Der Einſpruch ſagte, wie darf man Ja und Nein zugleich bekennen? die Theologie aber blieb der kirchlichen Ausübung zu Rath und Auskunft wie immer verpflichtet. Sie hatte aus Urſprung und Urkunde der Reformation zu beweiſen, daß die Einheit der Grundſätze und Grundlehren in beiden Bekenntniſſen, zumal wie ſie ſich in Deutſchland ſymboliſirt, vollkommen fähig ſei, die Kirchengemeinſchaft zu tragen. Je beeinträchtigender für erworbene Gemeinſchaftsrechte die eben ſo kühnen als geſchichtswidrigen Einreden zu werden droheten, deſto gründlicher

mußten ſie abgewieſen werden und deſto anſchaulicher mußten die Beunruhigten über ihr Recht aufgeklärt werden. Denen war man nichts ſchuldig, welche bei dieſer Gelegenheit ſich ebenſo fleißig der confeſſionellen Differenz zweier in ihren Augen todten Körper annahmen, als ſie eine unendliche Vergleichgültigung ganz anderer Widerſprüche, die ein evangeliſcher Chriſt nicht auszugleichen weiß, vollzogen zu ſehen gewünſcht hatten. Die Theologie hatte alſo Noth und Recht, auf die ſymboliſirte reformatoriſche Gemeindewahrheit zurückzugehen, um in den negativen und poſitiven drei Hauptrichtungen der Reformation den unmittelbar gleichlautenden und gleichgeltenden Ausſpruch nachzuweiſen, innerhalb des Diſſenſus ſelbſt das Einige in Exemplificationen zu veranſchaulichen, und ſich dabei theils vorzugsweiſe des älteſten Symbols, theils derjenigen Symboliſirungen zu bedienen, in denen die Union bereits ſich anbahnt. Unvermeidlich trat mit dieſen Bemühungen für den Conſenſus die Annahme ein, daß nicht allein die mehr theologiſchen Symbole und Beſtandtheile der Symbole der Subſtanz unterzuordnen ſeien, welche den unmittelbar religiöſen Gehalt darbietet; und dabei mußte die überall begründete, aber neuerdings vielfach verkannte Freiheit der Kirche und Theologie in Hinſicht der öffentlichen testimonia de fide wieder in Geltung gebracht werden. Unſer Kritiker wählt zu Gunſten des Orthodoxismus einen quantitativen Ausdruck — Halbheit — um unſern Fehler zu bezeichnen, während unſer Verfahren auf dem qualitativen Unterſchiede der Theologie und Religion ruhet. Im Grunde geht aber die Klage dahin, daß wir das, was nach ſeiner Meinung eine Hälfte, nämlich die andere iſt, nicht auch weggeräumt und der Wiſſenſchaft von den Alterthümern zugewieſen haben. Heſiodus behauptet ſogar, unter Umſtänden ſei das Halbe mehr als das Ganze. Sicher iſt es mehr als das Nichts. Wird die evangeliſche Union der proteſtantiſchen Bekenntniſſe weder in der Theo-

logie nicht in Anerkennung gebracht, ſo werden wir um ſämmtliche Fortſchritte und Früchte im kirchlichen Leben kommen und auf einen entſetzlicheren Riß hinarbeiten, als der ſchon in der Heilung begriffen war. Der Endzweck ging über den nächſten, evangeliſche Kirchengemeinſchaft möglich zu machen, weit hinaus, in jedem Gebiete der proteſtantiſchen Kirchlichkeit ſollte eben mittelſt der aufgehobenen Schranken der Kirchengemeinſchaft, ausgetauſchter wahrer Vorzüge und herabgeſtimmter Eigenliebe für ſonſt, wie es ſchon am Tage liegt, nicht erreichbare Ziele die Bahn frei werden. So lange in der Trennung ſelbſt eine Bedingung der zu fördernden Kirchlichkeit geſehen wird, ſtempeln ſich auf jeder Seite die Mängel und Gebrechen zu Vollkommenheiten, während ſich durch Annäherung und Einigung ohne viel Reflexion und Macherei eine ſchon ſeit Luther und Spener in Ausſicht genommene und ſo oft zurückgedrängte Beſſerung nach der anderen ergeben würde.

Ueber Gellert und seine Lieder.

Wenn ich das Bild eines Mannes anzufrischen versuche, von dem Deutschland so lange Zeit gern sich sagen ließ, und der, ohne Prediger und Theolog zu sein, in einem Umfange und Grade wie kein anderer Zeitgenosse der Nation Lehrer und Seelsorger wurde, so darf ich auf Ihre Theilnahme, geehrte Anwesende, mit Zuversicht rechnen. Oder ist dennoch Christian Fürchtegott Gellert ein zu geringes Talent, zu sehr nur für das Maaß seines Zeitalters eine Größe, jedenfalls durch Vorgänger und Nachfolger zu weit überstrahlt, daß wir nicht diesen Namen der Litteraturgeschichte und sonst der Vergessenheit zu übergeben hätten?

Mit dem laufenden Jahre schließt sich seit dem ersten Erscheinen der Gellert'schen Lieder gerade ein Jahrhundert. Die Fabeln kamen 1746, die geistlichen Oden und Lieder 1757 heraus, und eben an diese beiden Werke denkt der Deutsche vorzugsweise, wenn er Gellerts Namen hört. Die allerersten Eindrücke, welche das letztere auf Männer machte, die dem Leben und Herzen Gellerts so nahe standen wie Rabener und von Cronegk, sind uns in Briefen aufbehalten. Jener weiß es kaum auszudrücken, wieviel er seiner eigenen Seele wegen an den Oden habe und bekennt, daß ihm Gellert von der Stufe der Liebenswürdigkeit zur Ehrwürdigkeit erhoben sei, dieser, der stille klare Jüngling,

ſpricht von Jahrhunderten des Nachruhms. Wie ſteht es nun nach Verlauf des erſten? Die urtheilenden und die thätigen Würdigungen ſind ſehr getheilt heut zu Tage, theilweiſe widerſprechen ſie ſich auch unter denen, die für ſachkundig gehalten werden, geradezu. Nach Vilmars Urtheil ſind die Gellertſchen Fabeln der Anfang des Beſſeren, die Lieder aber der Anfang des Verfalls. Umgekehrt ſcheinen ſich die Fabeln im Gedächtniß des deutſchen Volkes mehr zurückzudrängen, während auch ſolche Deutſche, die mit Gellert ſelbſt (Vorrede zu den geiſtlichen Liedern) die großen Vorzüge der alten Lieder rühmen und genießen wollen und ſich an Luther, an Paul Gerhard innig freuen, doch mit ungeſchwächter Liebe und Pietät Gellertſchen Liedern anhangen. Diejenige Kritik, welche etwa auch Gelzer und Hagenbach, oder Stier und die Mehrzahl der neueren guten Geſangbücher mit der That der Auswahl an Gellert üben, — kaum eines wirft alle ſeine Lieder über Bord, viele halten viele feſt — ſtehen weit ab von dem Vilmarſchen Urtheil. Wer etwa wiſſen will, wie viel Geſchichte im Volk von ihrem Erſcheinen und Urſprunge her und wieviel Geſchichtsurſprung aus ſeinem Leben mehre der beliebteſten Gellertſchen Lieder an ſich haben, nehme etwa das Gellerts-Buch von Ferd. Nauman 1854 zur Hand, vornehmlich den Aufſatz von Hagenbach über Gellert als geiſtlichen Liederdichter.

Soviel iſt gewiß, Gellerts Leben und Charakter, Gellerts Zeit im Vergleich mit der unſrigen hat man ſich zu vergegenwärtigen, um ſeine Lieder zu würdigen, ohne daß daraus folgt, ſie hätten ſich ausgelebt.

Gellert iſt im Todesjahre Fenelons geboren, 1715. Spener war zehn Jahre früher aus der Welt gegangen. Noch lebte A. H. Francke. Graf Zinzendorf war Jüngling. Gellert hat den ſiebenjährigen Krieg nur 6 Jahre überlebt und, wenn man an ſein frühes Sech-

thum denkt, im Ganzen über Erwarten vierundfünfzig Jahre das Köſtliche der Erde, Mühe und Arbeit genoſſen. Die mehrſten von den großen deutſchen Männern, die uns die Culturgaben des neunzehnten Jahrhunderts zubereitet haben, blühten ſchon im achtzehnten und einige reichen mit ihren Jahren bis in Gellerts Lebenskreis zurück; unter ihnen iſt Göthe ſchon deshalb der erwähnungswertheſte, weil er, von dem man kein ausſchweifend Lob eines Gellert zu erwarten hat, deſſen Schriften und Wirkſamkeit als ein Fundament der deutſchen ſittlichen Cultur bezeichnet. Wie mag das zu verſtehen ſein?

Schon das Jugendleben Gellerts trägt das Gepräge ſeiner ganzen Lebensgeſchichte: beſchränkte Verhältniſſe, in welche ſich die Demuth willig fügt, um ſich über ſie zu erheben und ſie der Geiſtesthätigkeit förderlich zu machen.

Gellerts frommer Vater war Diakon, ſpäter Oberpfarrer im erzgebirgiſchen Städtchen Hayndchen; die treffliche Mutter, der er bis in ihr achtzigſtes Jahr Sohnespflichten erweiſen durfte, aus einer Familie Schütz. Die Umſtände waren dürftig, unſer Gellert der fünfte Sohn und einer der 14 Kinder des Hauſes. Zu Zeiten mußte er Acten und Kaufbriefe abſchreiben und äußert ſpäter, ſeine Vaterſtadt würde wohl dereinſt mehr Schriften von ihm aufzuweiſen haben als künftig die Welt. Einen Gehülfen bei ſeiner Erziehung hatte er wie ein Knecht zu bedienen, und der Stadtſchule verdankte er nur, daß er gehorchen gelernt. Dennoch wohnte auch Poeſie im Hauſe mit Zucht und Andacht traulich zuſammen. Im dreizehnten Lebensjahre zum Geburtsfeſte des Vaters bringt Gellert ein Gedicht, welches die 14 Stützen, die der baufälligen Wohnung gegeben waren, ſinnbildlich anwendet, um den Wunſch auszuführen, daß die 14 Kinder dem Vater in ſeinem Alter Stützen werden möchten. Das Gedicht ſoll Talent angekündigt

haben, iſt aber bei zu ſpäter Nachforſchung nicht zu finden geweſen.

Im folgenden Jahre kam Gellert nach Meißen, auf den St. Afra-Berg, auf eine der ſogenannten Fürſtenſchulen. Eine Fürſtenſchule iſt eine proteſtantiſche Kloſterſchule. Da wird für den Kern der ſtudirenden Jugend des Landes Vorſchule für die Univerſität gehalten. Das Studiren und das Nachahmen der Alten iſt in Morgen- und Abendgebet eingefaßt. Die Kloſter-Pforte öffnet ſich auch den reiferen Jünglingen ſelten, aber deſto inniger ſchließen ſich die begabteren und geſitteteren an einander; in der Freundſchaft und in gemeinſam gepflegten Idealen entſchädigen ſie ſich für die Enge, die die klöſterliche Republik auflegt. Was hat nun dieſe Freundſchaft für Inhalt? Nicht gerade das Alterthum, welches wenigſtens zu Gellerts Zeit nicht im Geiſte bewegt und ausgebeutet, ſondern im Buchſtaben zugemeſſen und ſclaviſch nachgeahmt wurde, ſondern etwas Neues Anderes. Die Kloſterjugend lauſcht durch die Fenſter irgend einer aufgegangenen Morgenröthe. Die Gellertſche Jugend bewegte aber ſowenig als ſein Mannesalter ein politiſcher oder philoſophiſcher Gedanke; auch nicht was man Antike nennt, viel weniger was Romantik heißt, aber das, wie man Deutſch reden, dichten, ſchreiben und dabei von den rohen und wilden, wie von den ſteifen und dürren Formen, in welchen bisher der edelſte Inhalt des deutſchen Volksgeiſtes dargeboten worden, loskommen könne, denn die Deutſchen waren darin hinter den Franzoſen und Engländern weit zurückgeblieben. Denken wir nun an Gellert. Er und ſeine Meißner Freunde hatten im Anſchluß an die vermeintliche Muſe, aber getheilt zwiſchen dem frechen Güntherſchen Genie und der bombaſtiſchen ſpäteren ſchleſiſchen Schule, einen Anlauf mit poetiſchen Verſuchen genommen, die wenigſtens Gellert bald wieder verdammte und vernichtete.

Im neunzehnten Jahre, 1734, bezieht er die Universität Leipzig, seine Studien sind auf Theologie als Mitte und Höhe der Wissenschaft gerichtet. Früher als er gewünscht muß er der Mittellosigkeit wegen in die Vaterstadt und das Vaterhaus zurück. Da scheint er denn oft und mit einem Beifall gepredigt zu haben, den man sich erklären kann, wenn man liest, was sein Lebensbeschreiber davon aufbehalten hat.

Warum wird er nun doch nicht Prediger? Noch Fürstenschüler hatte er am Grabe eines Kindes reden sollen, dem er Pathe war, hatte feierlich dreist angefangen, dann gestockt, das Manuscript gesucht und war mit Mühe zu Ende gekommen. Von daher verfolgte ihn die Angst zu jeder Predigt, wenn er nicht acht Tage memorirte. Ich armer Redner, wäre ich doch Glöckner geworden. Schwachbrüstigkeit kam hinzu. Die Vorsehung hatte ihn zu einem ganz anderen Amte der Lehre, Seelsorge und Liturgie bestimmt. Er sollte ein Licht der Predigt für viele Gemeinen, ein Seelsorger und Hirt für viel mehr Seelen als ein Kirchspiel faßt, ein Vorbeter und Vorsänger für sein Vaterland noch werden wie seiner Zeit keiner in Deutschland. Aber wie? Im Jahre 1741 kam er zum zweiten Male nach Leipzig, um junge Leute dort einzuführen. Er hatte keinen anderen Unterhalt als das Honorar von Unterrichtsstunden, die er jungen Edelleuten gab, aber niemals Mangel. Es waren die heitersten Jahre seines Lebens; am Abend erquickte ihn ein wenig Meißner Wein und Brot. Er war wieder mit seinen Meißner Freunden vereinigt, andere noch schlossen sich an. Lehrend lernte er, übte sich am Vorbilde der Alten, an Mosheim, dem ersten der deutschschreibenden Theologen, und an Vorbildern, die aus England und Frankreich herüber leuchteten. Er suchte mit der Philosophie, welche Hofmann in Leipzig als Gegner Christian Wolffs vertrat, von neuem anzuknüpfen; aber ohne Erfolg. Die mystische Speculation

und die gangbare exacte Methode der höheren Wissenschaft versagten sich beide den doch erregten und strebenden Geistern, welche der damaligen jüngeren Leipziger Schule angehörten, und mit denen Gellert in so innige und fruchtbringende Gemeinschaft trat. Wie läßt sich aber wohl der Geist, der die Mitarbeiter an den Belustigungen des Verstandes und Witzes oder den sogenannten Bremer Beiträgen bewegte und unter einander irgendwie vereinigte, zum Ausdruck bringen? denn Gellert hatte daran Theil, und was oben von den treibenden Gedanken der meißnischen Schüler gesagt worden, ließ eine Abklärung und Entwickelung zu.

Das Ausland ist uns vorgegangen, wir lernen von ihm. Allein es sei fern, uns mit fremden Federn zu schmücken. Auch damit ist nichts gewonnen, deutsch und dennoch undeutsch zu reden, mit dunkeln vieldeutigen Beiwörtern, in ungeheuerlichen Bildern und hochfahrenden Figuren nach Art der nächsten Vorgänger Beifall zu erzielen. Vor allem laßt uns verständlich, sach- und naturgemäß reden, immerhin auch regelrecht und gesetzlich, aber ihr armen Regeln des Leipziger Meisters vermöget weder Trauerspiele, die Mitleid wirkten, noch Lustspiele, die Lust gewährten, zu erzeugen. Kann des Lebens Wahrheit nicht empfunden werden, und sind Empfindungen wahr, kann man sie nicht in ihrer Natur so angemessen darstellen, daß sie ansprechen? Nähern wir uns nur wieder dem Leben und der Menschlichkeit, schöpfen aus den sittlichen Gefühlen der Familie, des Leids und der Freude, und halten der diese edlen Elemente verachtenden Welt den Spiegel ihrer Thorheit und ihres Verderbens vor in einer Satire, die sie erkennen läßt, was sie zu ihrem Unglück geworden, und zu ihrem Glück sein könnte. Den Geschmack bessern heißt die Sitten bessern.

Diese Bestrebungen, bemerkt ein neuerer Kunstrichter mit Recht, zogen keine tiefen Furchen, aber sie reinigten

das Feld und machten es urbar. Der Streit zwiſchen Zürich und Leipzig beruhigte ſich. Gottſched ließ ſich für die Schönheit der Werke ſeines treueren Schülers Atteſt von Voltaire ausſtellen. Deſſen bedurfte es für Gellert und ſeine Freunde nicht. Ohne dieſe Anfänge war auch kein Leſſing, kein Herder, kein Göthe oder Schiller möglich.

Nun fragt ſich aber ſehr, welche Art von Intereſſen des Gemüths und Lebens es beſonders ſei, die mit einer Epoche der Rede und Dichtung zuſammenfällt. Um bloße Formbildung handelt es ſich nie. Patriotiſche und nationale Idee waren damals ſehr ſelten. Uz zwar hat etwas von deutſchen Vaterlandsgedanken, Gleim geht ſchon ganz in Begeiſterung für preußiſches Kriegs-, Sieges- und Heerweſen auf, Gellerten zu großem Aergerniß. Die innige Verehrung und Dankbarkeit gegen die beiden trefflichen Kurfürſten Chriſtian Friedrich und Friedrich Auguſt hat Gellert oft ausgeſprochen, der letztere war ſein Zuhörer. Der damalige ſächſiſche Patriotismus konnte dennoch kaum eine poetiſche Seite hergeben. Vor dem Kriege entſetzte er ſich; er duldete es großartig, wenn im Kriege ſein Gehalt ausblieb, und nahm eine Zeit lang von dem Preußen v. Rochow einen Erſatz dafür an. Seine Beſchreibung vom erſten großen Kriegslärm in Leipzig iſt ein Meiſterſtück von Darſtellung. Aber der Schrecken läßt ſich hindurchfühlen. Einige jener neuen Dichter, am meiſten v. Hagedorn, begeiſterte ſinnliches Vergnügen, von ſittlichem Ernſt und von Religion wußten ſie ſich frei zu halten, theilweiſe auch Uz. Nur mit Haller, Cramer, Klopſtock war es ein anderes. Man kann auch nicht finden, daß es die Schönheit oder die Erhabenheit der Schöpfung, oder das idylliſche Leben wäre, was Gellerten erfüllte — ſelbſt ſein erſtes dramatiſches Spiel hat eine andere Bedeutung; ihn ſetzt die ſittliche Anſchauung der Welt in Bewegung, der Widerſpruch nicht nur von Kunſt und Natur, ſondern auch

der Widerſpruch von Vergnügen und Unſchuld, von Gerechtigkeit und Glück ſoll gelöſet, die Kluft zwiſchen Kirche und Menſchlichkeit, Religion und Leben ausgefüllt, und das dagegen ſich erhebende Vorurtheil überwunden werden. Nicht nur beſſeren Geſchmack, Beſſerung des Herzens und Lebens erſtrebt er, und dennoch beginnt zwar auch in ihm ſchon der Anſpruch der Aufklärung, der allgemeinen Bildung, der Toleranz, der Humanität, aber er hat ſchon die ſchönen Wiſſenſchaften in dem beſtimmten Bewußtſein angetreten, und ſeine weltlichen Geiſteswerke in dem Sinne verfaßt, daß er damit ſogar Scherz und Spiel dem Ernſte der Verſittlichung unterwirft; und was noch mehr iſt, er will die vollen Kräfte der Veredlung, der Beſſerung nicht aus der Weltklugheit, nicht aus der Natürlichkeit, ſondern aus den Quellen der Religion, und nicht aus der Religion überhaupt, vielmehr aus dem Chriſtenthume ſchöpfen. Bildung und Chriſtenthum ſollen ſich nicht abſtoßen, noch getrennt neben einander ſtehen und gehen, ſondern ſie ſind ſich einander zugänglich und verwandt, ſie ſind eins. Mit voller Entſchiedenheit behauptet Gellert gegen eine fromme Dame, welche Anſtoß am Luſtſpiel nahm, den hohen Ernſt aller künſtleriſchen Darſtellung von dieſer Art. Mit Gellert deutet ſich ſchon vieles an, was am Schluſſe des Jahrhunderts Herder u. A. in voller Ausführung ſagen. Allein in jener Gellertſchen Zeit konnte ein dergleichen in Tugend und Frömmigkeit concentrirtes Bildungsbeſtreben unmöglich Kraft und Erfolg haben, wenn es nicht ſeine Wahrheit in der Perſon des Dichters ſelbſt hatte.

Gellert erreichte ein vollkommenes Bewußtſein vom Beruf für Gottes Reich, wenn er ſeit 1744 als Privatdocent, ſeit 1751 als außerordentlicher Profeſſor für Beredſamkeit für

die Ausbildung akademischer Bürger zu wirken hatte. Eine noch höhere Stufe ließ er sich nicht aufdringen. Den Beruf nach Halle lehnte er doch ab, weil er sich nicht dem gewachsen achtete, auch eine etwas rohere und ausgelassenere Jugend sittlich zu bewältigen, wie ihm dieses zu Leipzig nicht nur je und je an Individuen, sondern sogar an aufgeregten Haufen gelang, so daß er gleichsam dem Senate zu Hülfe kam. Niemals fürchtete dieser Professor der Dichtkunst ein ihm zu fremdes Gebiet zu betreten, wenn er sich etwa zu jenen berühmten Vorlesungen über die Moral entschloß, die am Ende davon überzeugten, nur im Christenthume fließe die reine und volle Quelle sittlicher Beweggründe, und zu seiner Entzückung jenen österreichischen Diplomaten von der Möglichkeit und gültigen Forderung einer christlichen Staatskunst überführten; oder wenn er das Lehrgedicht „der Christ" schrieb, oder dem treuesten Pastor noch zum Vorbild, jenen reichen Geizhals Herrn N. mit Beschämung durch Wort und That zur entschiedenen Sinnesänderung übermannte, oder — der häufigste Fall — einem verlorenen Sohne unter den studierenden Jünglingen persönlich oder brieflich nachging, den er in den meisten Fällen herumholte. Niemals tritt dabei eine Spur ein, die seinen Glauben, ein Mensch, ein Christ könne gar nicht anders handeln, bezweifeln ließe. Jene Strophe von dem Glücke im Jenseits, von einer Seele als Retter begrüßt zu werden (in dem Liede: Nach einer Prüfung kurzer Tage), hatte schon in den ersten Jahren des zweiten Aufenthalts zu Leipzig einen Anhalt. Ein Jüngling lag in Folge seiner Ausschweifungen unter körperlichen Qualen auf einem einsamen Krankenlager, und wußte durchaus nichts seinem Elende entgegenzusetzen als — Flüche und Lästerungen. Gellert machte sich fürs erste für ihn zum Helfer und Wärter, ohne ihn der Zucht der Wahrheit zu unterwerfen; der Kranke fühlte nur nach und nach den Widerspruch, in den er da-

durch gerieth, daß er ſich in Gefahr brachte, ſeinen einzigen Helfer durch läſterliche Ausbrüche zu verſcheuchen. Gellerten zu Dank wurde er zahmer, und legte ſeiner Wuth Zaum an, und das war der Anfang einer Reihe von Erſcheinungen, bei deren Schluß Gellert von dem Sterbebette mit getröſtetem Mitleid ſcheiden konnte. Sehr viel zahlreicher ſind die Beiſpiele, daß er ſich völlig ausgiebt; auch die für Ankauf von Holz im ſtrengen Winter geſparten einzigen dreißig Thaler ſind ihm nicht zu viel, um eine vom Wucherer an den Abgrund der Verzweifelung gebrachte Familie gründlich und mit Einem Male zu retten. Freilich wird eine Geſchichte von drei Gellertſchen Tagen, deren Inhalt in ganz gleichem Grade zur Bewunderung des Mannes wie zur Verehrung des Schritt vor Schritt ihn begleitenden wunderbaren Segens göttlicher Fügung reizt, ſo verſchiedenartig erzählt, daß man Dichtung und Wahrheit zu leſen vermuthen kann. Es iſt die Geſchichte des eben unter Entbehrung und Sorge aufgeſchriebenen und ſo wunderbar verbreiteten Liedes: Ich hab' in guten Stunden u. ſ. w., eine Geſchichte, die ſich mit dem anderen: Wie groß *iſt des* Allmächt'gen Güte, endigt. Aber wie bedeutend muß die Wahrheit dieſes Wandels und Charakters geweſen ſein, wenn ſie ſolche Dichtung veranlaſſen konnte. Das Sichſelbſtvergeſſen und übergehen iſt bei Gellert ſchon groß im Kleinen durch die Beharrlichkeit, in der es über ihn herrſchet. Er heirathete nicht, ſo fein und treffend, ſo aufmunternd und belehrend auch ſeine 25ſte Vorleſung über die Ehe handelt; „die Hypochondrie zu Gefährtin haben und nun noch eine Frau nehmen, nein, das wäre zu viel", ſchreibt er an ſeine Verwandten. Um ſo berechtigter achtete er ſich, große und zahlreiche Geſchenke theils in der liebenswürdigſten Weiſe abzulehnen, theils ſich der Vermehrung des Gehalts zu widerſetzen, damit noch dürftigere bedacht werden könnten. Dieſes den Freunden, den Studirenden, den

Armen gewidmete Tagleben faßte der seit 1746 und vor 1757 doch am meisten als Fabeldichter bekannte Mann in eine regelmäßige Andachts- und Gebetsübung. Er kann es nicht fassen, wie ungeweihet vom Sonntag die Woche, nicht gewürzt mit Gottes Wort die tägliche Arbeit gedeihen und das Brot schmecken solle. Darum muthete er dergleichen Ordnung auch den vornehmen jungen Herren ganz unbefangen zu, ohne, wie Göthe's Beispiel zeigt, seine gute Absicht immer zu erreichen. Nur daß es niemandem in seiner Umgebung einfiel, die Wahrheit und Einfalt des frommen Mannes zu bezweifeln. So viele, die den Dichter und Erzähler sehen wollten, wurden den Christen in einer Art gewahr, wie er überall seltener und in diesem Stande noch seltener zu schauen war. Die Spuren des Dulders in seinem Angesichte konnten den Eindruck nicht schwächen. Des Herrn Hand lag je länger je schwerer auf ihm. Brustbeklemmung, Seltenheit eines erfrischenden Schlafes, und zunehmend schwere andere leibliche Störungen ließen jenes hypochondrische Uebel einen so hohen Grad erreichen, daß ihm sein Morgengebet selbst ehe er Trost gewann durch Seelenkämpfe, durch Zweifel an Gnade, und durch Gewissensvorwürfe über diesen Zweifel verbittert wurde, und doch wurden diese Stunden die Geburtsstunden so mancher Zeile, die noch heute tröstlichen Einfluß übt. Seine Leidensgeschichte hegt allerdings noch andere Aengstlichkeiten und Schwächen, aber sie sind gegen jenes Uebel Kleinigkeiten. Seine Autorschaft hatte etwas zaghaftes. Immer willig für Kritik und Rathschläge der Freunde, eines Gärtner, eines Schlegel, lauschte er nach dem Eindruck bei den Lesern der weiteren Kreise, sorgte ob er auch Dichter wäre, ob er nicht angestoßen hätte, erlitt jedoch fast nur einmal einen boshafteren Angriff auf seinen Charakter.

Gellert war bereits der beliebteste, volksthümlichste Name in Deutschland, als der Krieg ausbrach. Noch 20—30

Jahre nach ſeinem Tode war es kaum erlaubt, an ihm ſcharfe Kritik zu üben. Das iſt noch nicht die Hauptſache, daß die preußiſchen Prinzen und nachher auch die ſächſiſchen, wenn ſie nach Leipzig kamen oder von Dresden aus ſeine Gemeinſchaft ſuchten; daß Friedrich der Große ihn durch das merkwürdige Geſpräch, und durch das Urtheil, le plus raisonnable de tous les savants Allemands, auszeichnete, daß er dem Könige mit großer Würde und Kühnheit antworten, und auf Bitte um Frieden die Erwiderung vernehmen durfte: Kann ich denn, wenn drei wider mich ſind; oder daß man ſich freute, das Standquartier in Leipzig zu erlangen um Gellerten ſehen zu können; daß Bauern, Dienſtmägde, daß Generale und Feldwebel, Huſarenofficiere dieſe Sehnſucht empfanden. Das Wichtigſte iſt, ſie wollten von Herzen gern ihm perſönliche Liebe, Dank, Ehrfurcht beweiſen. Der Bauer fährt ihm Brennholz vors Haus. Der Feldwebel will ſo ſehr gern die Beute mit Gellert theilen, die Waffen, die er den Croaten abgenommen. Gellert öffnet den Bücherſchrank und ſagt, da ſind die einzigen Waffen, die ich brauche. Leipzig muß und auch das Geburtsſtädtchen aus Achtung für Gellert mit Einquartierung möglichſt verſchont werden. Er liegt auf einem adligen Gute krank, und die commandirenden Generale geben Ordre, daß alle Boten, die des Kranken wegen laufen, unaufgehalten paſſiren dürfen. Die Großen ſuchen ihm ſanfte paſſende Reitpferde aus, da man dem kränklichen Manne aufhelfen will. Andere bemühen ſich ihm Zuſchüſſe zum Einkommen und Jahrgelder auf zu nöthigen, was nur in einem Falle gelingt; in einem andern leitet er die Freigebigkeit des ſchleſiſchen Barons v. Krauſſe auf ſeine liebe alte Mutter ab.

Da man in Briefen und ſonſt die Worte noch findet, mit denen Geſchenkgeber ihre Gaben begleiteten, ſo erkennt jeder, Gellert hatte ihnen an ihrer Seele wohlgethan. Er

war unversehens Professor der Religion und Moral für die Deutschen geworden. Er übte innere Mission, so sehr, daß ein Hofrath Borchwardt ihn um eine Lehrschrift für Bediente bat. Er beherzigt die Pflicht, und klagt nur über Mangel an Fähigkeit und Kraft. Je später, je mehr ist seine Thätigkeit neben der studirenden Jugend Männern und Frauen gewidmet, die er aus der Ferne und ehe sie ihn kennen lernen, mit Rath und Trost in allerlei höhern persönlichen Angelegenheiten versieht. Was den reichen Briefwechsel, der uns vorliegt, anlangt, so ist er an nahe Verwandte in sprechender zärtlicher Theilnahme, an Väter seiner Zöglinge, an verlorene sich wiederfindende Söhne, an Freunde wie v. Cronegk, Rabener und Andere, an Bodmer, an Heyne, vornehmlich auch an Frauen von aufgeregter Empfindsamkeit, deren es damals besonders viele gab, gerichtet. Mit welch väterlicher Weisheit erkennt er ihre Zustände und regelt er ihr Verhalten! Den reichsten Segen seines Briefwechsels hat Caroline Lucius von ihm geerntet. Sie lebte elternlos bei elterlich gesinnten Verwandten in Dresden. Gellert nennt sie vorzugsweise seine gute liebe Correspondentin. Einen reinern und helleren weiblichen Wiederschein der Gellertschen Seele als die Briefe der Lucius geben, kann man sich nicht denken. Sie macht sich als eine über die erste Jugend hinausreichende, nach dem Maaße der Zeit vorzüglich gebildete Jungfrau ohne alle Ansprüche und ohne alle Ziererei kenntlich. Gellerts Person, nachdem sie dieser einmal in ihrem geistigen Bedürfniß ausgefunden, wird ihr zum haltenden Magnet, vor ihm wie vor dem Spiegel ihrer Seele, wie vor ihrem andern Gewissen beichtet sie, ohne alle Quälerei, wie ohne alle Anbeterei, schon ehe sie ihn von Angesicht gesehen, nach Herzenslust. Einmal gedenket Gellert im Jahre 1762 und dann ernstlicher im Jahre 1764 in der laufenden Reihe

der Mittheilungen ſeines wohl nahen Todes — er ſtarb erſt 1769 — beide Male zwar verläugnet die Antwort Carolinens die ihr angeregte Trauer in der Vorempfindung des Gellertſchen Abſchiedes nicht, ſie bekennet den dennoch faſt triumphirenden Brief im fortdauernden Weinen zu ſchreiben, allein ſie geräth dabei das erſte Mal in eine ſo gehobene Ausführung des pauliniſchen „welches auch viel beſſer wäre" Phil. 1, 23, und das andere Mal in eine ſo rührende Entzückung über den ſo viele Seelen, die ſonſt einander ferne ſtänden, in Fürbitte vereinigenden Genuß der Freundſchaft Gellerts, daß ſie in einem merkwürdigen Beiſpiele die religiöſe Höhe einer weiblichen Gemüthsſtimmung, wie ſie unter dem Einfluſſe Gellerts zu erreichen war, ermeſſen, und zugleich die innige kräftige Verehrung der in Rede ſtehenden Perſönlichkeit erkennen läßt. „Nun giebt es wohl Menſchen, die darüber traurig werden, *wenn* ſie Perſonen, die ſie lieben, vom Tode reden hören, ja die über den Gedanken an ihren eigenen Tod traurig werden. Ich gehöre nicht zu ihnen. Einmal iſt uns der Gedanke des Todes ein ſo höchſt nöthiger Gedanke, daß er nie für traurig gehalten werden ſollte, denn das giebt Gelegenheit ihn zu entfernen." „Denn welche Wahrheit als die, du biſt Staub und wirſt wieder zu Staub werden, war geſchickter uns zu lehren, wie weit unſere Anſprüche an die Welt gehen ſollen." — „Und wer es glaubt, daß die Religion es iſt, was uns hier ruhig, dort ſelig macht, wie kann er es vergeſſen, daß der Gedanke des Todes zur Religion gehört, ja ſelbſt Religion iſt? In der That ſowie ich ihn betrachte, iſt er ihr vornehmſter Inhalt." „Beſter Herr Profeſſor, Gott erhalte Ihr Leben noch lange — aber wenn Sie einſt Ihre theure Seele Gott befehlen ſollen — o ſo wünſchte ich, daß ein Young dabei wäre, der dem nachfolgenden Geſchlechte Ihr Ende ſchildern könnte. — Wie will ich mich auf die Ewigkeit freuen, wo ich das

verklärte und vollkommene Original eines werthen Bildes ſehen werde, von dem ich vielleicht, wie Sie ſagen, in dieſem Leben das kranke Original nicht kennen lerne.“ — — Man findet ſchon Herzen, ſchreibt ſie anderswo, die im Gefühle der allgemeinen menſchlichen Zuſammengehörigkeit gerührt werden. „Und wie denken Sie ſich die Empfindung eines ſolchen — meines Herzens, das ſich im Stande befindet, ſich aus den Menſchen eine kleine Anzahl auszuſondern, mit denen es ein beſonderes Intereſſe theilt und denen es darum näher anzugehören ſcheint — und dann Sie als das Band der nähern Verbindung betrachtet.“ „Man hätte mich mit den Charakteren des Grafen Moltke, des Grafen Moritz (Brühl), des Fräulein Schönfeld bekannt machen können, ich würde mich ihres Werthes gefreut haben. Allein zu wiſſen, daß — wenigſtens einmal des Tages unſere Gebete im genaueſten Verſtande einerlei Inhalt haben, und dann die glückliche Phantaſie höher zu treiben und zu glauben, daß wir manchmal zu einerlei Stunde Gott für Sie danken und für Sie anflehen, das, theuerſter Herr Profeſſor, iſt eine Vorſtellung, die meinen beſten Zuneigungen in ihnen neue Gegenſtände zeigt.“ — Kleiſt ſang bei einer irrigen Nachricht vom Tode Gellerts ſogleich in erſter Erregung:

Als Dich des Todes Pfeil, o Gellert, jüngſt getroffen,
Klagt' ich, und ſah den Himmel plötzlich offen;
Auch den belebten Raum der weiten Welt ſah ich,
Die Erde weinete, der Himmel freute ſich.

Nach zehnjährigem Wachsthume des Ruhmes, welchen die Fabeln und Erzählungen ihm erworben, erreichte Gellert die Blüthe desſelben durch Sammlung und Herausgabe ſeiner religiöſen Lieder. Hiermit offenbarte ſich der innerſte Beweggrund, Ziel- und Haltpunkt ſeines Wirkens. Vorausgegangen waren der Chriſt, und die Troſtgründe gegen ein ſiechtes Leben. Gellert konnte den Beruf fühlen, dem Chriſten-

thume, das nun ſchon mitten im Vaterlande offnere Feindſchaft zu erfahren hatte, eine vollere Huldigung darzubringen. Um ſo mehr, da einige ſeiner weltlichen Werke auf linker und rechter Seite einen ihn in ſeiner Unſchuld und Harmloſigkeit überraſchenden, ihm jedoch deſto ſchmerzlicheren Anſtoß gegeben hatten. Die „Betſchweſter" und anderes ſtieß bei den Pietiſten an. Noch mehr, z. B. auch bei Sack in Berlin, die Geſchichte der ſchwediſchen Gräfin, und die Leſſingen vorſpielende Darſtellung des Juden. In Wahrheit ermangelten auch dieſe Leiſtungen weder eines Kunſtwerthes noch der ſittlichen Bedeutung. Die heutige Kritik ſpricht Rabenern und Gellerten gleicherweiſe das Urtheil; ſie haben nicht die Wirklichkeiten, nicht die hiſtoriſchen Charaktere angegriffen. Daß dieſe Bemerkung, ſofern ſie wahr iſt, als Maßſtab ſatiriſcher Kunſt und ſatiriſcher Moral unbedingt zu ihrer Verwerfung ausreiche, darf *man in* Abrede ſtellen; jene Zeit gab fürs erſte nur Anlaß, das unerkannte ſittliche Elend des gemeinen Alltagslebens offen zu legen. Eine tiefere Erfaſſung und ſchöpferiſche Darſtellung des menſchlichen tritt in den Gellertſchen Dramen nicht hervor. Der erwähnte Roman treibt zu viel Doctrin, übertreibt die Herrſchaft des Zufalls in Anſehung der Verwickelung und Löſung über die Gebühr, und nimmt Theil an der damaligen einſeitigen Bekämpfung des Hergebrachten. Aber verkennen, daß die Gellertſchen Zeichnungen auf ſeiner Beobachtung beruhen, Wahrheit und Beſtimmtheit haben, daß, was jenen Roman anlangt (zu dem er ſich nur im Kreiſe des Vertrauens, wo er ihm abgenöthigt worden, bekannte), der ſibiriſche und engländiſche Theil große Schönheiten bietet; dagegen klagen, daß er lange Weile mache, und einen pedantiſchen Verfaſſer verrathe, iſt baare Ungerechtigkeit. Wie dem auch ſei, die 1757 in die Oeffentlichkeit getretenen geiſtlichen Oden und Lieder geben erſt den ganzen Gellert her und ſchließen ihn erſt mit ſeinem

Volke und ſeiner Kirche unauflöslich zuſammen. Unter den Oden ſind wohl die Feſtgeſänge für Weihnacht u. ſ. w. vornehmlich zu verſtehen nebſt anderen Dank- und Lob-Gebeten, unter den Liedern dagegen nebſt den anderen Liedern des Glaubens, der Furcht und Liebe die zahlreichen betenden Betrachtungen, Lehr- und Vermahnungslieder, die Gellert ſelbſt und ausdrücklich nicht dem kirchlichen, ſondern dem Privatgebrauche zugewieſen hatte. Die erſte Anzahl, 54, iſt nach und nach um einige Nummern vermehrt worden; noch jüngſt hat F. Naumann unter den Immortellen am Schluß des Gellertsbuches unter Nr. 2 ein ſchönes Sorgenfreiheitslied Gellerts: Vertrauen auf Gottes Vorſehung, aus dem Jahre 1734 mitgetheilt. Er dichtete abſichtlich das mehrſte in den beliebten kirchlichen Weiſen, nicht alles. Schon das zweite Lied, du biſts, dem Ruhm und Ehre gebührt, iſt darum im Versmaaße verändert worden.

Dieſe Gellertſchen Lieder wurden, ganz unangeſehen, daß ſie den Verfaſſer ſeinen Freunden und Verehrern in einem neuen Lichte der Ehrwürdigkeit, wie viele Zuſchriften bezeugen, erſcheinen ließen, ſofort in den dazu geeigneten Weiſen in viele Gemeinen eingeführt. Jeden Stand ſprachen ſie an. Man las und ſang ſie in den Feldlagern des ſiebenjährigen Krieges. Sie waren eines von den Bändern, welche damals die Katholiken mit den Proteſtanten im Geſchmack an religiöſer Nahrung vereinigten. Dieſe Lieder halten wir auch hoch, ließ van Swieten antworten, als man fürchtete, ſie würden in Wien der Sperre oder Wegnahme unterliegen. Heute hört man alſo urtheilen, Gellerts Lieder ſeien nicht kirchlich und nicht bibliſch. Aber kaum wird es eine evangeliſche deutſche Ueberlieferung geben, nicht die an den Liedern: Dies iſt der Tag, den Gott gemacht, Jeſus lebt, mit ihm auch ich, Gott iſt mein Lied, Wie groß iſt des Allmächt'gen Güte,

An dir, an dir allein hab' ich geſündigt u. a. mit inniger Theilnahme feſthielte.

Viele andere haben kirchliche Cultuslieder gar nicht ſein wollen oder ſollen. Sie ſind nicht für das Volk, noch aus dem Volk, fährt die ſäuerliche Kritik fort. In einem Volke wie das unſere giebt es folgezeitig und gleichzeitig eine weſentliche Mannichfaltigkeit von Sprach- und Geſchmacksbildungen, welche nur alle in ihrer Geſammtheit das Volksthum des Geiſtes ausmachen. Man kann nicht Jedem zumuthen, für die verſchiedene Sprache des religiöſen Gefühls in verſchiedenen Sprachperioden gleiche Empfänglichkeit zu haben, aber jedem Kritiker ſo viel Geſchichtsſinn, daß er nicht die etwa von Gellerts Epoche bis auf Lavater laufende, Cramer und Klopſtock mit einſchließende Periode für die Entwickelung unſeres Volkes in Ausfall bringe. Oder ſollte das deshalb erlaubt ſein, weil es in *irgend* einem Sinne eine ſchlechte Nachfolge Gellerts im religiöſen Liede giebt? Aber das iſt bei Paul Gerhard und jedem großen Dichter nicht weniger der Fall. Soll ich deshalb behaupten, Gerhard iſt der Anfang des Verfalls? Oder iſt, was auf Gellert folgt, alſo auch Cramer und Klopſtock, überhaupt alles, was noch nicht Novalis, Albert Knapp u. ſ. w. iſt, nur als tieferer und tieferer Verfall anzuſehen. So kann es nun unmöglich gemeint ſein, ſondern Gellert ſoll als ein Anfang der Verallgemeinerung und Verdünnung der chriſtlichen Vorſtellung, als ein Anfang der Herabſtimmung des Liedes von der Höhe der ihm zu Theil gewordenen Ueberſchätzung zu Gunſten der ſogenannten Kern- und Sternlieder herabgezogen werden.

Ich verſuche im Folgenden mich mit denen zu verſtändigen, die den modiſchen und gefühlsmäßigen Urtheilen gern auf den Grund gehen.

Gellerts Lieder behaupten, ungeachtet ſie an Schwung und Feſtlichkeit, an naiver Kindlichkeit, an Kraftfülle oder

myſtiſcher Tiefe und Innigkeit den Werken jener geprieſenen Dichter, denen das evangeliſche Deutſchland am liebſten nachſinget, eines P. Gerhard, um von Luther nicht erſt zu reden, und der ſchon früheren Herberger, Heermann, Frank, eines Richter, Rambach, Zinzendorf, Knorr, Terſteegen, von Pfeil, Hiller, faſt überall nachſtehen, einen entſchiedenen und bleibenden Kunſtwerth. Dieſer iſt um ſo größer, da er mit dem Werthe der Geſinnung, mit der feinen, klaren chriſtlichen Perſönlichkeit des Künſtlers genau zuſammen hängt. Seine religiöſen Lieder ſind Stücke ſeines Lebens. Bald kann man das von ganzen Liedern, wie: An dir, an dir allein hab' ich geſündigt, Ich hab' in guten Stunden u. a. geſchichtlich nachweiſen, bald an einzelnen Stellen, z. B. bei dem Lehrlied über die Bibel, wo die Gedanken mit bekannten Lebensgewohnheiten Gellerts gleichen Urſprung haben, wirklich erkennen. Gellert denkt nicht daran, mit jenen Dichtergrößen zu wetteifern. Gellert kannte die ſchon zunehmende Abneigung des Zeitalters gegen das kirchliche Lied; er tritt ihr entſchieden entgegen; er erkennt, eine mit ſo manchen Sprachhärten behaftete Strophe aus Herzlich lieb hab' ich dich wiege dennoch Bücher neueſter Poeſieen auf. Ihm galt aber die Religion wie das A und O der Wahrheit und Schöne, ihr eine Sprache und Darſtellung zuzuwenden, durch welche ſie der Zeit näher gebracht werden könnte, war ſein treibender Beruf. Die Brüdergemeine und der ſie umgebende fromme Kreis hegten hin und wieder ſchon einen überaus reinen Styl des Liedes; zwiſchen dieſen aber und Gellert, ſeinen Bildungsgenoſſen und Leſern andererſeits will ſich für damals kein Anſchließungspunkt erkennen laſſen. Die Formvollendung, die Reinheit ſeiner Lieder von dem, was roh, rauh, unrichtig und abgeſchmackt wäre, iſt die anerkannteſte Eigenſchaft ſeiner religiöſen Erzeugniſſe. Nimmt man den welſchen Mißbrauch der Verneinungspartikel für Frage- oder Ausruf-

Sätze, nimmt man den Saronismus des Gleichlautens von ä und ie, von ei und eu im Reime, etwa noch, daß etwas mir, dir, ihnen angehet hinweg, so weiß ich nicht, ob viel zu berichtigen übrig bliebe.

Ich komme auf das viel größere, Gellerts Lieder sind gegossene Ganze. Man kann bei keinem, wenigstens bei keinem von denen, die wir am meisten im Gedächtniß haben, etwas wegnehmen oder hinzusetzen; und diese organische Einheit und Ganzheit, die zu den Erfordernissen der Fehlerlosigkeit und Vollkommenheit des Liedes ohne allen Streit zu rechnen ist, läßt sich bei so manchem Erzeugniß der berühmten Vorfahren vermissen. Das aus Einem Gusse geborensein verdankt das Lied nicht so sehr oder so ausschließlich dem Studium wie der sich ergießenden einigen lebendigen Gesinnung des Verfassers. Ob Gellert Dichter sei und wiefern? Er hat es bekanntlich selbst bezweifelt, und doch ist er wohl, da er nicht aufgehört hat in seiner Art und nach dem Maaße seiner Gabe zu dichten, nie ein sogenannter Versmacher gewesen oder geworden. Die Frage mag immer ähnlich wie in Ansehung Lessings oder Horazens stehen. Witz und Verstand schließen, wenn sie von der Phantasie nur mäßig gehoben, aber sprechend wahre Empfindung haben, nicht vom Gebiete der Schönheit aus. Es ist aber mit dem religiösen Element in diesem Punkte etwas eigenes.

Manche Dichter protestantischer Jahrhunderte ließen einen Wald von Liedern in ihrem Gehege aufwachsen, aber sie sind nur mit irgend einem Bäumchen auf die Nachwelt gekommen, und warum mit diesem? Weil, als sie dieses pflanzten, mehr die Religion ihre Muse war als die Kunst, die Religion, die den Darstellungskräften auf der einen Seite ein Maß auflegt der Einfalt wegen, auf der anderen mehr Innigkeit und Freiheit schafft. Beides trifft nun bei Gellert im ausnehmenden Grade zu. Vor jeder Manier,

vor jedem Auswuchs, jedem gewagten Gewaltthun bewahrt ihn die Einfachheit, die Wahrheit dünkt ihm an ſich ſelbſt geſchmückt genug und mächtig genug zu überzeugen und zu überführen, aber die Einfachheit gerade iſt es, die je und je ihres Bundes wegen mit Innigkeit auch nach Außen hin von Stufe zu Stufe mehr Lebhaftigkeit zeigt und zur wohlbegründetſten Erhabenheit aufſteigt. Innigeres von Bußlied giebt es nicht, als

An Dir, an Dir allein hab' ich geſündigt
Und Uebel oft vor Dir gethan;
Du ſiehſt die Schuld, die mir den Fluch verkündigt,
Sieh Gott auch meinen Jammer an.

Das Weihnachtslied Dieß iſt der Tag, den Gott gemacht, geht von Anfang bis Ende in hoher Feſtlichkeit einher. Zu dem ſchwunghaften rechne ich getroſt auch, Wenn Chriſtus ſeine Kirche ſchützt, ſo mag die Hölle wüthen. Gott iſt mein Lied hat auf dem Grund der Einfachheit und ſchlichten Wahrheit bei reicher Ausführung durch treffenden Wortfall und lebhafte Kürze eine Größe, wie ſie der Gegenſtand eben fordert und ſchaffet. Man ſagt, Gellerts Wagen geht breitſpurig. In den eigentlichen Lehrgedichten, deren viele ſind, trifft das auch zu; wir werden ſehen was es damit für Bewandniß habe. Aber das beachtet man vielleicht nicht genug, wie ſo häufig Gellert durch lebhaften Fortſchritt mit Wenigem Viel ſagt und Alles in reiche Kürze faſſet.

Der Jüngling hofft des Greiſes Ziel,
Der Mann noch ſeiner Tage viel,
Der Greis zu vielen noch ein Jahr,
Und Keiner nimmt den Irrthum wahr.

Die Heiligung erfordert Müh,
Du wirkſt ſie nicht, Gott wirket ſie;
Du aber ringe ſtets nach ihr
Als wär' ſie ſelbſt ein Werk von dir.

Das letzte kann, muß aber nicht Bedenken erregen. Das Lebhafte und Wirkſame liegt auch in dem klar und ſchnell durch Gegenſatz ſich ergänzenden Satze:

Gott iſt gerecht, ein Rächer alles Böſen,
Gott iſt die Lieb' und läßt die Welt erlöſen,
Dieß kann mein Geiſt mit Schrecken und Entzücken
Am Kreuz erblicken.

Es ſchlägt den Stolz und mein Verdienſt darnieder,
Es ſtürzt mich tief und doch erhebts mich wieder,
Zeigt mir mein Glück, macht mich aus Gottes Feinde
Zu Gottes Freunde.

Was iſt des Lebens Herrlichkeit?
Wie bald iſt ſie verſchwunden;
Was iſt das Leiden dieſer Zeit?
Wie bald iſts überwunden!

Nicht im Mindeſten ſtell' ich in Abrede, daß denn doch die Lebhaftigkeit und Verſtändlichkeit, das dahin gerichtete Streben und die daran ſich knüpfenden Beſchränkungen des poetiſchen Elements oder die damit der Zeit nach verbundenen Verallgemeinerungen im Ausdruck des chriſtlichen der Gellertſchen Lieder Haupteigenſchaft ausmachen. Gellert iſt ſich einer apologetiſchen Pflicht gegen ſein Volk bewußt, eine moderne Bildung nimmt überhand um ihn her, aus Popular-Philoſophie, welſcher Leichtfertigkeit und klaſſiſchem Alterthum geſchöpft, zwiſchen dieſer und der Kirche, der Bibel und dem Glauben ergiebt ſich eine immer tiefere Kluft. Die letzteren werden den Gebildeten ſelbſt immer unverſtändlicher; die Frommen wieder zeigen ſich auch gegen die geſunden Elemente der Aufklärung feindlich und widerſtrebend. Gellert ſteht mit voller inniger Heilserfahrung im Chriſtenthum und in der Kunſt der Sprache, in der Sprache der Bildung gilt er ſchon lange als Meiſter. Wie nahe liegt ihm, zur Waffe des Lehrgedichts zu greifen. Vom natürlichen Verderben,

wider den Aufſchub der Bekehrung, Ermunterung zum Bibelleſen u. ſ. w. das ſollten ja wahrlich nicht Lieder für den Gottesdienſt ſein. Sie ſind in die Form des Gedichts gefaßte Lehr-Anſprachen an das leſende Publikum, und konnten eben ohne Gemeinfaßlichkeit für alle Stufen der Bildung unter den Unterrichteten das nicht wirken, was ſie wirken ſollten. Wohlan, aber das iſt es eben, daß denn doch Gellert in dieſer gemeinmachenden praktiſchen Richtung vielmehr ein Lehrer der Tugend und Glückſeligkeit als ein Zeuge der Gerechtigkeit die vor Gott gilt geworden iſt, er redet vom guten Gewiſſen, von Vergnügen, von Pflicht, von Beſſerung, von Veredlung u. ſ. w., und ſollte doch den Dingen, auf welche es ankommt, wenn er es tiefer und ernſter mit ihnen nähme, ganz andere ſchriftmäßige Namen geben. Ohne Veranlaſſung iſt dieſe Irrung an Gellert nicht; aber unbeſonnen und ungerecht ſind viele Urtheile ausgefallen, die aus dem angeführten Bedenken hervorgingen. Bibliſch lehrt, denkt, ſpricht das Gellert'ſche Lied — freilich ohne alle Affectation — durch und durch. Iſt das erwähnte Lob-, und das berühmte Buß-Lied etwas anderes als reproducirte Pſalmen? Die bibliſche Vorſtellung iſt verarbeitet verwoben, und hat für den bibelkundigen Leſer noch unverlornen Glanz. Er hatte eben bei der Morgenandacht Hiob 2, 10 geleſen, als das Lied Ich hab' in guten Stunden des Lebens Glück empfunden ihm geboren wurde. Aber weiter — kennen wir die Geſchichte nicht genug, um zu wiſſen, daß gerade der Religion wegen ſich die Worte in ihrer Bedeutung am meiſten verändern, bald erweitern bald verengen, bald verdünnen bald erfüllen, wenn ſie auch nach der Grund-Idee, aus welcher ſie gemünzt wurden, Treue halten. Uebergangs- und erſte Aneignungs-Zeiten müſſen, nach überall gültiger Regel der Lehre, ſich auf Erklärung des Unbekannten durch Bekannteres, des Beſtimmteren durch Allgemeineres einlaſſen.

Nicht nach Verabredung, nicht durch Verrath an der Wahrheit haben Cramer, Klopſtock im Liede, Jeruſalem, Sack, Lavater, alle an ihrem Ort nach praktiſchem Antriebe wie Gellert in dieſer Beziehung geredet. Wenn nach und nach unter dieſem Sprachgebrauche eine verwerfliche Neologie ſich einſchlich, ſo läßt ſich von jenen Stammhaltern des Glaubens nicht etwa ſagen, daß ſie ſchlechthin die Schuld davon trügen, denn der Mann, von dem wir reden, hat im Uebrigen der feſten concret chriſtlichen Glaubenslehre ſo entſchieden wahrgenommen, daß wer ihn in dieſem Bezuge anklagen will, vor dem Kenner ſeiner Schriften eine unhaltbare Stellung einnimmt. Vieles liegt ja ganz oben auf, die Ausführung über das ſündige Verderben, wider den Aufſchub der Bekehrung, die Paſſions-, die Oſter- und Himmelfahrtslieder. Dich Gott Meſſias! bet' ich an.

Vereint mit Gott ein Menſch gleich uns auf Erden,
Und bis zum Tod am Kreuz gehorſam werden,
An unſrer Statt gemartert und zerſchlagen
Die Sünde tragen.

Wie kann es doch zweifelhaft ſein, was er unter Tugend verſtehe. Sie iſt ihm die Frucht der Heiligung oder die Heiligung ſelbſt, die Gott durch den Glauben wirkt. Oder was Beſſerung, die er ſo oft bald von Tugend bald von Bekehrung unterſcheidet, aber ſo oft wieder damit zuſammenfaßt. Und ſind denn jene allgemeineren Begriffe und Worte, guter Menſch, gutes Gewiſſen, Tugend, Unſterblichkeit der heiligen Schrift ſo fremd? Will Petrus nicht im Glauben Tugend dargereicht haben? Ein katholiſcher Prieſter dankte Gellerten in einem beſonderen Schreiben für die Erbauung, die ihm deſſen Lieder gewährt und zeichnete den Ruhm des „thätigen Glaubens" als einen erſten Schritt vom Proteſtantismus zur Wahrheit aus, nur dürfe Gellert auf halbem Wege zur römiſchen Kirche nicht ſtehen bleiben. Gellert antwortete ſehr freundlich, gab

ihm jedoch mit Luthers eigenſten Worten aus der Vorrede zur Epiſtel an die Römer über den Glauben an Chriſti Gnade, die allein fromm mache, obgleich derſelbe Glaube ein geſchäftig, mächtig Ding und immer im Thun ſei, tüchtigen Beſcheid. Allein man bringt noch immer mindeſtens zwei Verſe herbei, welche die Rechtgläubigkeit Gellerts in Schatten ſtellen ſollen:

Beſitz ich nur ein ruhiges Gewiſſen,
So iſt für mich, wenn andre zagen müſſen,
Nichts ſchreckliches in der Natur.

Aber wie beſchreibt er denn ſogleich im folgenden Verſe das ruhige Gewiſſen eines Chriſten?

Dieß ſei mein Theil, dieß ſoll mir niemand rauben,
Ein reines Herz von ungefärbtem Glauben,
Der Friede Gottes nur iſt Heil.

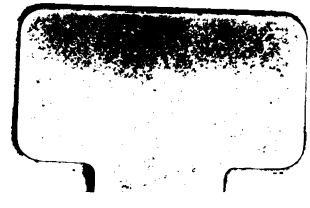
Und was iſt denn der Endzweck (τέλος) des Gebotes auch 1 Tim. 1, 5?

Faſt noch für anſtößiger wird geachtet was im Liede „wider den Aufſchub der Bekehrung" vorkommt.

Ein Seufzer in der letzten Noth,
Ein Wunſch durch des Erlöſers Tod,
Vor Gottes Thron gerecht zu ſein,
Der macht dich nicht von Sünden rein.

Bedeutet denn „Seufzer" und „Wunſch" hier etwas anderes als das paſſive durch Noth des Todes und Schrecken des Gerichts erpreßte Frommwerden? Thut denn deshalb, weil nach dem Sprüchworte en peu d'heure Dieu labeure oder weil wir den Schächer noch am Kreuze die Zeichen der Bekehrung und des Glaubens geben ſehen, keine Warnung vor Verſchub der Bekehrung und dem darauf gefaßten Troſt noth?

Gellert ſchämte ſich des Evangeliums nicht. Wohl aber ſpricht er in großer Anzahl, was wohl der Mühe werth wäre weiter nachzuweiſen als es hier möglich iſt, Wahr-

nehmungen christlicher Lehre von praktischer Bedeutung aus, wie sie vor ihm gar nicht vorkommen. Sein viel beschriebenes und neuerdings im Gellertbuch von Schubert gefeiertes Ende war seines Lebens würdig, oder vielmehr übertraf zumal das letzte Jahrzehend seiner Lebensgeschichte dadurch an Erbaulichkeit, daß die so lange unterdrückte Glaubensfreudigkeit gerade dann wieder recht frei und klar wieder hervorbrach als die körperliche Marter von Tag zu Tage stieg, die ihn dennoch nur langsam verzehren sollte. Nachdem er einen guten Kampf gekämpft und Glauben gehalten, sind ihm dorthin und hier seinem Namen viele gute Werke nachgefolgt. Die Einfalt und Schönheit seiner Lieder wird, so lange es evangelische Gemeinen deutscher Zunge giebt, alle christliche Bildungsstufen anziehen und vereinigen. Indem er nicht nach hohen Dingen trachtete, sondern sich herunter hielt zu den Niedrigen, hat er großes erreicht. Zeitliche Laune, kunstrichterlicher Verdruß, Vorurtheil gegen jedes Gewächs des Aufklärungsjahrhunderts und gar einseitige Vorliebe für trotzigeres und überschwenglicheres wenn auch abgeschmackteres werden ihm davon nichts nehmen können, ächte Werthschätzung des kräftigen Aelteren ihm davon nichts nehmen wollen.

Druck von Gustav Schade in Berlin,
Oranienburgerstr. 27.